Am. A. 1668

...A.1668

23

...uenrich: Nachrichten

... Gnük.

... Franz: Miclus/ S.J.

1781

12624.
Misc. 259.

Americanische Nachrichten

von

Quito

und den wilden Indianern in Maragnon.

verfasset

von Francisco Niclutsch,

ehemaligen Missionario in der quitensischen Mißion.

Gedruckt im Jahr 1781.

Am. A. 1668
Niclutsch, Quito
Wb 6 2/2025
68 BS div

Bayerische
Staatsbibliothek
München

§. 1.

Von der Stadt, und Landschaft Quito.

Die ganze Provinz Quito liegt in dem heissesten Erdbezirk, oder wie die Lateiner sagen: in primo climate Zonæ torridæ, also zwar, daß ihre Hauptstadt, auch Quito genannt, kaum einem halben Grad von der Mittaglinie entfernet ist. Diese Stadt ist eine der schönsten und grösten des Spannischen Antheils von Süd-America, in welcher sich ein Spannische Audiencia, oder Landes-Regierung befindet, dessen Präsident den zweyen Peruanischen Unterkönigen von Lima, und Sancta Fee unterworfen ist; seine jährliche Einkünfte belaufen sich auf zwanzig tausend spannische Thaler ohne die neben Sporteln zu rechnen, die, wie ich gehört, schier eben so viel eintragen. Er hat unter sich nebst andern Beamten zwölf Uydores, oder Rathsherren, deren jeglicher aus den Kachas reales, oder Königlichen Cassa 4000. Thaler Jahrsgehalt bekommt. Dergleichen

Weltliche Regierungsform.

chen obrigkeitliche Ehrenstellen für America sowohl geist= als weltliche werden alle vom Spannischen Hof zu Madrit verliehen, und zwar nicht auf lebenslang, sondern die meiste der weltlichen nur auf gewisse Jahrsfristen: Die Unterkönige und Präsidenten behalten ihre Würde 8. Jahre lang, und dieß unter Bedingung ihres Wohlverhaltens: Die Regidores, Corregidores, Alcaldes &c. oder wie man es in Deutschland nennet: Landrichter, Pflegs= Commissarien, Verwalter ꝛc. In den kleinen Städten und Märkten verbleiben einige fünf, andere auch nur drey Jahre, nach welchen sie entweder in ihrer Verwaltung bestättiget, oder anderswo angestellet, oder gar nach Spannien zurück berufen werden.

Kirchen-Regiment.

Das geistliche Oberhaupt in Quito ist ein Bischof, dessen Diöces sehr weit, die Renten aber nur auf 30000. Thaler sich erstrecken. Das Domkapitel bestehet aus 12. Domherren, einem Stadtpfarrer, und übrigen Klerisey. Nebst der Hauptpfarr giebt es 8. kleinere in ihren Barrios, oder

Erbauliche Kleidung der Geistlichkeit.

Districten eingetheilt. Was besonders die Spannische Geistlichkeit lob= und ehrwürdig macht, ist ihre anständige ungeschminkte Kleidertracht, welche lang, und nur von schwarzer Farb ist. Alle tragen die priesterliche Kron, und weder die Höhere, noch die Mindere lassen sich die Haare frisieren. Man kann ihnen

nen also den Vorwurf nicht machen, als wollten sie durch standswidrige Ueppigkeit mehr der Welt, als Gott gefallen.

Geistliche Ordensstände beyderley Geschlechts.

Die Ordensgeistlichen haben in der Stadt Quito vier herrliche und zahlreiche Conventer, als: die R.R. P.P. Franciscaner, Dominicaner, Augustiner, und de la Merced, oder von der Erlösung der Gefangenen. Der Frauenklöster sind drey: von St. Clara, von Berg Carmelo, und von der unbefleckten Empfängniß Mariä. Das schönste, und größte Convent besitzen die P.P. Conventualen St. Francisci, welch von den Europäischen nur in diesem sich unterscheiden, daß sie einen dunkelblauen Habit tragen. Ihre herrliche Kirche ist mit einem prächtigen Portal, und zween Thürmen gezieret. Neben dem großen Convent haben sie auch ein Rectorat-Collegium für untere und obere Schulen. Außer der Stadt sind auch Recollecten vom heiligen Petro de Alcantara. In diesen drey Häusern befinden sich bis 300. Religiosen zwischen Priestern, Klerikern, Brüdern, und Choristen. Diese letztere sind noch junge Leute von vierzehn, oder fünfzehn Jahren, und sind gleichsam ihre Seminaristen, tragen aber schon das Ordenskleid mit geschornen Kopf, und Haarkranz. Der heilige Franciscus von Assis ist der Hauptpatron der Stadt, und wird sein Festtag jährlich aufs herrlichste begangen; denn seine

Choristen der Religiosen.

geistliche Söhne sind die ersten gewesen, welche mit dem berühmten Spannischen Eroberer Pissaro dorthin gekommen, die damalige Heyden sammt ihrem König Inga zu bekehren.

Spanische Kirchen-Ceremonien.

Anstatt des Glockenläuten macht man Repiques.

Empfang der Kirchengäste.

Was uns Deutschen wundersam, und spannisch vorgekommen, war das außerordentliche Ceremoniel, welches bey dergleichen Festbegängnissen von den Religiosen beobachtet wird. Etwelche Tage zuvor gehen einige Priester des Ordens in die vornehme Häuser, wie auch Conventer anderer Religiosen zur Einladung: am Vorabend wird in aller Früh, alsbald der Tag anbricht, mit den *Repiques* der Anfang gemacht, das ist, es besteigen die Sacristan- und Ministranten den Glockenthurm, und machen mit Hämmern ein Viertelstund langes Glockenspiel, welches sie alle zwo Stunden des Tags hindurch wiederholen. Bey eingehender Nacht lassen sich unter Abfeurung der Pöller, Trompeten, Pfeifen, und Trommeln hören, zugleich wird der Kirchenthurm von oben bis unten um und um beleuchtet. Früh morgens am Festtag begiebt sich der Obere des Convents sammt seinen untergebenen Religiosen zum Kirchthor, und theilen sich innerhalb der Kirche in zwo Reihen ab: Ausser der Kirche gegenüber auf der Gasse stehen Indianische Musikanten mit Trompeten, Trommeln und Pfeifen. Sobald nun ein vor-

vornehmer Gast in seinem kostbaren Gala-Kleid.daher kommt, wird ihm ein herrlicher Tusch gemacht, und von dem Vorsteher mit silbernen Wadel das Weihwasser präsentirt: zween andere Religiosen begleiten ihn alsdann in die Kirche hinein bis an seinen Ort. Die Religiosen von andern Orden erscheinen allezeit in Corpore Proceßionweis, und werden von allen denen, die in der Kirche stehen, zu beyden Seiten bis zum Hochaltar begleitet, wo sie so lang knien bleiben, bis ihr Oberer mit Handklatschen das Zeichen zum Aufstehen giebt, sie setzen sich hernach auf die ihnen schon vorhin bestimmte Bänke die Lobrede anzuhören, nach welcher sie sich wiederum nach Haus begeben. Mit dem andern Geschlecht werden keine Ceremonien gebraucht, dieses pflegt auch bey solchen Feyerlichkeiten nicht in der Mitte der Kirche, sondern zu beyden Seiten, und zwar nur zu Boden seinen Platz zu nehmen, denn Bethstühle, als wie in Deutschland, sieht man weder in Spannischen, noch Wälschen, noch Französischen Kirchen. Den Frauen vom höhern Range wird von ihren Sclavinnen am Orte, wo selbe verbleiben wollen, ein Teppich ausgebreitet, und ein Küssen gelegt, auf welchen die Sênora bald zu knien, bald mit kreuzweis geschlossenen Füßen zu sitzen pflegt.

Verhältniß des weiblichen Geschlechtes in den Kirchen.

Währendem Hochamt tragen beständig zwo, oder drey aufs schönste geputzte Mägdlein ein kostbares Rauchwerk in der Kirche herum, und weißt man dort nichts von Sammlern, noch Hundspeitscherinnen: man läßt aber auch dort solche Thiere nicht in die Kirche, sondern nur aufs Feld mit sich gehen. Das Höchste Gut wird vor dem Gottesdienst in einem erhöchten Tabernakel hinter einem goldreichen Vorhang aufgestellt: anstatt des heiligen Segen wird der Vorhang unter Läutung vieler Glöcklein ganz langsam aufgezogen, unterdessen der Priester das hochheiligste Sacrament beständig anrauchet, das Volk aber mit tiefester Neigung, und Herzklopfen selbes anbethet: nach geendigtem Gottesdienst läßt man das Velum mit den nämlichen Ceremonien wieder herunter. Der Hauptzierrath des Hochaltars bestehet in Spiegeln, und Menge der Wachslichtern, mit welchen selber von oben bis unten beleuchtet wird. In den reichen Kirchen sind auch die Antipendia von puren Spiegel, denn solche alldort weit mehr geschätzet werden, als wenn sie von Silber wären.

Bey Aussetzung des höchsten Guts wird kein Segen gegeben.

Spiegel-Zierde der Altäre.

Am Schatz und Zierde hatte unsere Kirche der Gesellschaft Jesu zu Quito unstreitig den Vorzug. In dieser wurden das Jahr hindurch nebst den in Europa gewöhnlichen Andachtsübungen zur heiligen Fastenzeit auch

Jährliche Andachtsübungen in unserer Kirche.

auch besondere vorgenommen. Unter andern wurde alle Freytag zur Abendszeit eine Bußpredigt gehalten, und zum Beschluß dem Volke der Contritions-Act, oder Reu und Leid vorgesprochen, bey diesem nahm der Prediger ein Crucifixbild in die Hand, und da er zu den Worten kam: Pesame Sêgnor! Pesame de averte offendido! Es reuet mich, o HErr! es reuet mich, daß ich dich beleidiget 2c. gab er sich selbst ein paar klingende Maulschällen. Alsbald fieng das ganze Volk zu seufzen, und zu schreyen an: Pesame Sênor &c. und schlagten sowohl Manns- als Weibspersonen sich selbsten tapfer in das Angesicht. In der heiligen Charwoche wurden auch die Kirchenceremonien überaus andächtig gehalten; das besondere war, daß am Ende der Trauermette die ganze Kirche stockfinster, und beym Absingen des Psalm Miserere von Mannspersonen ein allgemeine Disciplin gemacht wurde. Am Charfreytag wurde in unserer Kirche nebst der Paßion-Predigt auch Nachmittag von 12. bis 3. Uhr eine geistliche Recollection gehalten zu Ehren der 3. Stunden, die der sterbende Erlöser am Kreuz zugebracht. Die Proceßion wird erst zur Nachtzeit angestellet, welche sowohl Manns- als Weibspersonen mit Lichtern, und andächtigem Gebeth begleiten. Am Charsamstag wird schon in der Früh um 10. Uhr die Auferstehung, und ein herrliches Hochamt gehalten, da der Priester

Allgemeiner Contritions Act.

das Gloria in Excelsis anstimmt, werden von der Vorkirche Tauben, und allerley Raubvögel losgelassen, um dadurch die Erlösung der Altvätern von der Vorhölle anzudeuten, zugleich wird eine Menge papierner Bilder von der Auferstehung herunter geworfen, welche das Indianische Volk in grossen Ehren hält.

Leichenbegängniß der Ordensgeistlichen.

Was mir von Spannischen Kirchen-Gebräuchen zum beßten gefallen, waren ihre Leichenbegängnissen sonders der Ordensgeistlichen. Wenn in einem Convent ein Religios verstorben, werden alle andere Klöster zur Begräbniß eingeladen, aus welchen mit Unterschied mehr, oder weniger darzu erscheinen. Ist der Verstorbene ein Oberer gewesen, müssen sich von jedem Convent wenigstens 24. einfinden, bey andern aber kömmt nur der halbe Theil: diese tragen alsdann wechselweis den todten Körper erstlich durch den Kreuzgang des Klosters. Bey jedem Eck wird die Todtenbahr niedergestellet, angerauchet, und nach gesungenen Responsorio von 6. Religiosen eines andern Ordens fortgetragen. Diese Abwechslung geschieht bis man zur Kirchthüre kommt, bey welcher der Todte von den Seinigen übernommen, und auf ein mit vielen Lichtern belegtes Todtengerüst gesetzet wird. Der Officiator sammt seinen Aßistenten bleibt zu hinterst der Kirche, die übrige Religiosen se-

tzen sich zu beyden Seiten gegen einander, und singen das Officium Defunctorum, bey dem die Vorsteher der Orden die Antiphonen anstimmen. Nach geendigtem Officio wird der Verstorbene nur von den Seinigen zur Gruft begleitet. Des andern Tags kommen von jedem Convent drey Religiosen, welche besonders auf Seiten-Altären ein kurzes Seelenamt singen.

Leichenbegängniß der Weltlichen.

Bey Begräbnissen der Weltleute giebt es auch was besonders. Wenn eine Standsperson gestorben, werden 6. oder 8. arme Weiber aufgedingt zum Lamentiren; diese müssen beständig bey der Todtenleich verbleiben, und anstatt zu bethen, wechselweis heulen, weinen, und allerley Lobsprüch dem Verstorbenen zuschreyen. O Leid! o Schmerz! o trauriges Schicksal! Ey du grausamer Tod! warum nimmst du unsern liebsten Vater, (unsere liebste Mutter) hinweg? O großer Gott! warum strafest uns so hart, da du unsern beßten Freund, diesen unsern größten Gutthäter dem Tode übergeben? Wo werden wir arme Waisen hinfüro unsere Zuflucht finden? Ach! ach! mein Herzensfreund! so bist du dann gestorben! Ey! ey! Mit dergleichen Heulgeschrey begleiten sie den Todten bis zum Grabe. Solang der Verstorbene im Haus ist, sitzen seine Anverwandte in einem Nebensaal, oder grossen Zimmer ringsherum in höchster Trauer,

die Condolenzen sowohl von geistlich- als weltlichen Personen aufzunehmen: Ein jeder, der kommt, machet jedwederm Kläger sein Trauer-Compliment, mit den Worten: Doy los Pesames à Vuestra Merced. d. i. ich bezeige mein Leid Eurer Herrlichkeit. Alle Verstorbene werden unverhüllt in offener Todtensarg zum Grab getragen. Unterwegs wird der Leichnam drey bis viermal niedergesetzt, vom Priester angeraucht, mit Weihwasser bespritzt, und ein Responsorium gesungen. Alle eingeladene Welt- und Ordensgeistliche begleiten selben mit brennenden Kerzen, welche sie mit sich nach Haus tragen. Bey schlechten und armen Leuten gehet es auch sehr schlecht und armselig zu. Wenn beym Verstorbenen gar nichts vorhanden, wird sein Leichnam vor der Hausthür auf öffentliche Gasse hinausgestellet, wo er so lang verbleiben muß, bis gleichwohl durch Almosen der Vorbeygehenden so vieles Geld zusammen kömmt, daß es erklecket die Begräbniß zu bezahlen.

Begräbniß der armen Leute.

§. 2.

Von der wundersamen Lage des quitensischen Erdreichs.

Da die Provinz Quito sammt andern des festen Landes mitten unter dem heißesten Sonnenkreis, oder in Zona torr. da sich befindet,

findet, wo die Sonne den Einwohnern das Jahr zweymal schnurgerad über die Köpfe hinüber geht, sollte man glauben, es wären selbe Gegenden wegen unerträglicher Sonnenhitz nicht zu bewohnen. So muß man aber die unendliche Vorsicht des allmächtigen Schöpfers höchstens bewundern, als welche diesen so weitschichtigen Erdbezirk mit einer doppelten sehr weit sich erstreckenden Kette hoher Schneeberge, Paramos genannt, versehen um der übermäßigen Sonnenhitz Einhalt zu thun, und die dasige Ländereyen wohnbar zu machen. Diese Bergreihe nimmt ihren Anfang bey der Erdzunge zu Panama, welche das Nordmeer von dem Südischen absondert, sie läuft alsdann durch die Provinzen von Dariel, und Schoco, durchschneidet bey Quito die Aequinoctiallinie, und das Peruanische Reich, theilet ab das Königreich Chile von Paraquey, und erstreckt sich endlich bis an das weit entlegene Magallanische Erdreich. Das wundersamste bey diesen überaus hohen Paramos, oder Schneebergen ist, daß ihre Anhöhen das ganze Jahr hindurch allezeit mit Schnee bedecket eine ganz sonderheitliche Kälte verursachen, als welche nicht nur äusserlich den Körper bestürmet, und auch den Reisenden bisweilen die Lefzen aufspringen machet, sondern sie dringet sogar durch Mark, und Bein also zwar, daß die Todtenkörper der Verfrornen allezeit unversehrt bleiben, zugleich

Beschreibung der Paramos.

Ausserordentliche Wirkung der Paramos Kälte.

gleich auch im Angesicht scheinen, als wenn sie mit aufgesperrten Mund beständig lächelten, dieß kann meines Erachtens von nichts anders herkommen, als, daß ihnen der durch die innerliche Kälte verursachte Spasmus die Musculos zusammen gezogen, und mit selben beyde Lefzen aufgesperret hat. Die Eigenschaft dieser ausserordentlichen Kälte werden die Natursforscher zu bestimmen wissen: Glaublich entspringet sie von der ausserordentlichen Höhe der Paramos, deren Gipfel die Athmosphär des dicken Lufts übersteigen, und sich bis zum dünnen überaus kalten erheben, welcher so wohl die Wolken als die Anhöhen der Berge also durchdringet, daß auf selben der Schnee niemals zerschmelzet.

Die Europäischen Jahrszeiten finden sich dort ein zu gleicher Zeit.

Durch diese Paramos-Kälte wird die Sonnenhitze also gedämmet, daß alldort ganz andere Witterung, und von unsrer Europäischen völlig unterschiedene Eintheilung der vier Jahrszeiten entstehet: denn in jenen Gegenden, welche an den Paramos nächst anliegen, behält die Kälte allezeit die Oberhand, und verursachet einen beständigen Winter: In den Gegenden, die weiter entfernet sind, wo gleichsam die Sonnehitz der Paramos-Kälte das Gleichgewicht hält, geniessen die Innwohner einen immerwährenden Frühling. In folgender Ferne schlägt die Sonnenhitz etwas vor und verursachet eine beständig angenehme Herbstzeit. Wo endlich die

Pa-

Paramos sich gar nicht mehr sehen lassen, und die Sonne den Meister spielt, da herrschet auch ein beständig warmer Sommer, und ist das Erdreich desto hitziger, je weiter es von den Paramos entfernet ist, dessentwege die wilde Indianer, die dort wohnen, das ganze Jahr bloß, oder nur halb bedecket daher gehen. Aus diesem läßt sich ersehen, daß in selben Erdtheile alle vier Jahrszeiten auf einmal sich einfinden nicht zwar in dem nämlichen, sondern in verschiedenen Orten nach obiger Austheilung. Es hat also einer die Wahl, wo er seine Lebenstäg zubringen will, entweders in einem beständig hitzigen, warmen, mäßigen, oder allezeit kalten Erdreich. Man muß sich aber die Kälte des letztern nicht vorstellen als wie die Winterkälte in unserm Deutschlande, welche das Wasser mit Eis, und die Erde mit Schnee bedecket; denn dort hat der Schnee nur seinen Aufenthalt auf den Anhöhen der Paramos, und fällt über die Hälfte derselben selten herunter: Viel weniger fällt einer auf die Alpen, die tiefer unten liegen, und von Indianern mit ihrem Hornvieh bewohnet werden, wie auch die Thäler, und Gegenden die hart an den Bergen anstossen. Wie groß aber der Unterschied jener ungleichen Erdlage sey, kann man zu besten erkennen aus dem großen Unterschied ihrer Gewächse, und Früchten: denn in dem Bezirke des kalten Erdreichs wachset keine einzige Frucht, welche das

Nach Unterschied der Erdlage sind auch die Thier, und Gewächse unterschieden.

die Condolenzen sowohl von geistlich- als weltlichen Personen aufzunehmen: Ein jeder, der kommt, machet jedwederm Kläger sein Trauer-Compliment, mit den Worten: Doy los Pesames à Vuestra Merced. d. i. ich bezeige mein Leid Eurer Herrlichkeit. Alle Verstorbene werden unverhüllt in offener Todtensarg zum Grab getragen. Unterwegs wird der Leichnam drey bis viermal niedergesetzt, vom Priester angeraucht, mit Weihwasser bespritzt, und ein Responsorium gesungen. Alle eingeladene Welt- und Ordensgeistliche begleiten selben mit brennenden Kerzen, welche sie mit sich nach Haus tragen. Bey schlechten und armen Leuten gehet es auch sehr schlecht und armselig zu. Wenn beym Verstorbenen gar nichts vorhanden, wird sein Leichnam vor der Hausthür auf öffentliche Gasse hinausgestellet, wo er so lang verbleiben muß, bis gleichwohl durch Almosen der Vorbeygehenden so vieles Geld zusammen kömmt, daß es erklecket die Begräbniß zu bezahlen.

Begräbniß der armen Leute.

§. 2.

Von der wundersamen Lage des quitensischen Erdreichs.

Da die Provinz Quito sammt andern des festen Landes mitten unter dem heißesten Sonnenkreis, oder in Zona torr. da sich befindet,

findet, wo die Sonne den Einwohnern das Jahr zweymal schnurgerad über die Köpfe hinüber geht, sollte man glauben, es wären selbe Gegenden wegen unerträglicher Sonnenhitz nicht zu bewohnen. So muß man aber die unendliche Vorsicht des allmächtigen Schöpfers höchstens bewundern, als welche diesen so weitschichtigen Erdbezirk mit einer doppelten sehr weit sich erstreckenden Kette hoher Schneeberge, Paramos genannt, versehen um der übermäßigen Sonnenhitz Einhalt zu thun, und die dasige Ländereyen wohnbar zu machen. Diese Bergreihe nimmt ihren Anfang bey der Erdzunge zu Panama, welche das Nordmeer von dem Südischen absondert, sie läuft alsdann durch die Provinzen von Dariel, und Schoco, durchschneidet bey Quito die Aequinoctiallinie, und das Peruanische Reich, theilet ab das Königreich Chile von Paraquey, und erstreckt sich endlich bis an das weit entlegene Magallanische Erdreich. Das wundersamste bey diesen überaus hohen Paramos, oder Schneebergen ist, daß ihre Anhöhen das ganze Jahr hindurch allezeit mit Schnee bedecket eine ganz sonderheitliche Kälte verursachen, als welche nicht nur äusserlich den Körper bestürmet, und auch den Reisenden bisweilen die Lefzen aufspringen machet, sondern sie dringet sogar durch Mark, und Bein also zwar, daß die Todtenkörper der Verfrornen allezeit unversehrt bleiben, zugleich

Beschreibung der Paramos.

Ausserordentliche Wirkung der Paramos Kälte.

gleich auch im Angesicht scheinen, als wenn sie mit aufgesperrten Mund beständig lächelten, dieß kann meines Erachtens von nichts anders herkommen, als, daß ihnen der durch die innerliche Kälte verursachte Spasmus die Musculos zusammen gezogen, und mit selben beyde Lefzen aufgesperret hat. Die Eigenschaft dieser ausserordentlichen Kälte werden die Natursforscher zu bestimmen wissen: Glaublich entspringet sie von der ausserordentlichen Höhe der Paramos, deren Gipfel die Athmosphär des dicken Lufts übersteigen, und sich bis zum dünnen überaus kalten erheben, welcher so wohl die Wolken als die Anhöhen der Berge also durchdringet, daß auf selben der Schnee niemals zerschmelzet.

Die Europäischen Jahrszeiten finden sich dort ein zu gleicher Zeit.

Durch diese Paramos-Kälte wird die Sonnenhitze also gedämmet, daß alldort ganz andere Witterung, und von unsrer Europäischen völlig unterschiedene Eintheilung der vier Jahrszeiten entstehet: denn in jenen Gegenden, welche an den Paramos nächst anliegen, behält die Kälte allezeit die Oberhand, und verursachet einen beständigen Winter: In den Gegenden, die weiter entfernet sind, wo gleichsam die Sonnehitz der Paramos-Kälte das Gleichgewicht hält, geniessen die Innwohner einen immerwährenden Frühling. In folgender Ferne schlägt die Sonnenhitz etwas vor und verursachet eine beständig angenehme Herbstzeit. Wo endlich die

Pa-

Paramos sich gar nicht mehr sehen lassen, und die Sonne den Meister spielt, da herrschet auch ein beständig warmer Sommer, und ist das Erdreich desto hitziger, je weiter es von den Paramos entfernet ist, dessentwege die wilde Indianer, die dort wohnen, das ganze Jahr bloß, oder nur halb bedecket daher gehen. Aus diesem läßt sich ersehen, daß in selben Erdtheile alle vier Jahrszeiten auf einmal sich einfinden nicht zwar in dem nämlichen, sondern in verschiedenen Orten nach obiger Austheilung. Es hat also einer die Wahl, wo er seine Lebenstäg zubringen will, entweders in einem beständig hitzigen, warmen, mäßigen, oder allezeit kalten Erdreich. Man muß sich aber die Kälte des letztern nicht vorstellen als wie die Winterkälte in unserm Deutschlande, welche das Wasser mit Eis, und die Erde mit Schnee bedecket; denn dort hat der Schnee nur seinen Aufenthalt auf den Anhöhen der Paramos, und fällt über die Hälfte derselben selten herunter: Viel weniger fällt einer auf die Alpen, die tiefer unten liegen, und von Indianern mit ihrem Hornvieh bewohnet werden, wie auch die Thäler, und Gegenden die hart an den Bergen anstossen. Wie groß aber der Unterschied jener ungleichen Erdlage sey, kann man zu besten erkennen aus dem großen Unterschied ihrer Gewächse, und Früchten: denn in dem Bezirke des kalten Erdreichs wachset keine einzige Frucht, welche das

Nach Unterschied der Erdlage sind auch die Thier, und Gewächse unterschieden.

das warme hervorbringt, zum Beyspiel, es wachset in selben kein Reiß, Toback, Wein, Baumwoll ꝛc. vielweniger die Früchten der hitzigen Ländern: als Plantanos, Yucas, Papayas, Pinnas, Schirimoyas, Zapotes &c. Herentgegen wachset auch im hitzigen Erdreich kein Korn, Gerste, Weitzen, keine Aepfel, Birn ꝛc. die doch beym mäßigen, und kalten zu finden. Eben solche Bewandtniß hat es auch mit den Thieren: Das Hornvieh, Pferde, Schaafe, Geißen, Lämmer ꝛc. welche beym kalten, und mäßigen Temperament gar wohl bestehen, können das hitzige nicht ertragen. Im Gegenspiel fliehen die Affen, Dantas, Olomutschas, Armadilios ꝛc. das kalte. Den Abgang des Getreides im hitzigen Erdreich ersetzet überflüßig das Erdreich vom mäßigen Temperament, als in welchem man das Jahr zweymal einschneidet, und zwar ohne die Erde jemals zu düngen: auf dieser wachsen auch die europäische Baumfrüchte, als Aepfel, Birn, Kerschen ꝛc. sind aber nicht so groß, noch so geschmack als wie in Europa, und werden von andern Indianischen Früchten an Süß- und Annehmlichkeit weit übertroffen. Es wachsen auch allda köstliche Weintrauben in großer Menge. Doch ist der Wein von Chile, das ausserhalb der Zona torrida liegt, weit milder, und angenehmer, als der Peruanische zu Lima. Das seltsamste ist, daß im hitzigen Erdreich Weintrauben hin und wieder auf großen Bäumen wach-

Fruchtbarkeit des mäßigen Erdreichs.

Weintrauben wachsen auf Bäumen.

wachsen, derer ich selbst viele geessen, nur sind sie von andern unterschieden, daß sie Kern haben als wie die Kerschen.

Nun wiederum auf Quito zu kommen ist vor allem zu wissen, daß die Spannische Colonien, Städt, Märkt, und Dörfer mehrentheils nur in den temperirten Gegenden sich einfinden, und nicht von Heyden, sondern von indianischen Christen nebst den Spanioln bewohnet werden: denn die heydnische Völker sind von den Paramos entlegen, und wird von ihnen Meldung geschehen, wenn von der Quitenser Mission die Rede seyn wird. Die Heydnische werden auch ganz billig von den Spanniern Indios bravos: oder wilde Indianer genannt, die andere aber Indios Mansos, oder die zahme. Sie geben auch durch ihre widrige Naturseigenschaften handgreiflich zu erkennen den Unterschied ihrer Erdlagen, denn die Wilde als im Hitzigen gebohren, und erzogen, sind auch eines hitzigen Naturels, zornig, rachgierig, frech, und der Geilheit sehr ergeben: Entgegen sind die Zahme bey ihrer temperirten Lage sanft, gutherzig, mäßig, und ziemlich forchtsam, welches sie merklich an Tag gelegt, da sie sich von einer Handvoll Spanniern ohne vielen Widerstand haben übergwältigen, und erobern lassen. Unter den Zahmen sind vor allen andern zu rechnen die Quitenser Indianer, welche inn- und ausserhalb der Stadt wohnen, und sich gleichsam

Der Indianern giebt es zweyerley Gattung, zahme und wilde.

in dem Mittelpunkt des mäßigen Erdreichs befinden, also zwar, daß sie das ganze Jahr hindurch einen immerwährenden Frühling, und zur heiligen Weihnachtszeit eben so wohl frische Bäum, und Feldfrüchten zu geniessen haben, als wie um Ostern. Dieses so angenehme Temperament verschaffen ihnen die zween Paramos Kotopak, Pitzintche, zwischen welchen die Stadt Quito liegt. Bewunderungswürdig ist, daß man in dieser Stadt auf eine gewisse Art in einem jedwedern natürlichen Tag die abwechselnde vier Jahrszeiten erfahren kann, denn wenn man die 24. Stunden, derer das ganze Jahr 12. der Tag, und 12. die Nacht dauret, zusammen nimmt, so findet man, daß 12. derselben kalt, 6. warm. 3. kalt warm, und 3. warm kalt seyn auf folgende Weise: Von 6. Uhr Morgens, da täglich die Sonne aufgehet, bis 9. Uhr ist es weder warm, noch kalt, und ist also eine Frühlingszeit. Von 9. Uhr bis 3. Uhr Nachmittag gewinnet die Sonnenhitz über die Paramos-Kälte die Oberhand, und verursachet eine warme Sommerszeit, die einen beym Spaziergehen schwitzen machet. Von 3. Uhr bis 6. Uhr schwinget sich wieder empor die Paramos-Kälte über die Sonnenhitz, und verschaffet ein angenehme Herbstzeit. Von 6. Uhr Nachts bis 6. Uhr Tags spielt die Kälte das ganze Jahr den Meister, und macht eine lebhafte Vorstellung des Winters: Doch ist diese Kälte von keinem so hohen

In einer Tagszeit kann man alle vier Jahrszeiten erfahren.

Grad,

Grad, daß man sie ohne geheiztes Zimmer nicht ertragen könnte, vielweniger könnte man dort den Unkosten erschwingen selbes täglich zu heitzen, denn weit und breit herum nichts als Gestreiß, Stauden, und Häcken wachsen, und das Brennholz so theuer kömmt, daß die Arme gezwungen sind den s. v. Mist, und dürren Kühfladen auf den Wiesen zu sammeln mit selben zum Kochen ein Feuer zu machen: In den Küchen der Staatsleute, und Klöstern werden gemeiniglich Kohlen gebraucht, die von ferne geliefert werden.

Abgang des Brennholzes.

§. 3.

Von dem Erdbeben in Quito.

Was bisher von der annehmlichen Lage der Provinz Quito gemeldet worden, könnte vielleicht manchem Leser Anlaß geben, daß er sich wünschte, dorthin als zum andern Paradeis übersetzet zu werden, um in selben seine Lebenstäge weit vergnügter als immer anderswo zuzubringen: Wenn er aber das folgende lesen wird, glaub ich, wird ihm solcher Lust bald vergehen. Denn es ist nur gar zu gewiß, daß auf dem ganzen Erdboden kein Ort zu finden, wo nicht das Gute mit Bösem vermischet; also hat es auch der unendlich weise Schöpfer angeordnet um uns Menschen, die er zu einem unsterblichen Leben erschaffen, dar-

durch anzudeuten, daß die Erde nicht unser beständiger Wohnsitz, sondern nur der Aufenthalt unserer Wanderschaft zu einem Ort sey, wo das Gute von allem Bösen auf ewig abgesondert seyn wird. Diese Abwechslung des Guten mit Bösem erfahren nur gar zu sehr die Innwohner der Stadt, und Provinz Quito. Und was zu bewundern, geschieht selbe durch eben jene Paramos, von denen im vorigen Absatz gemeldet worden, welche einerseits die ersprießliche Jahrswitterung verschaffen, und anderseits aber das schrecklichste Erdbeben verursachen, und auf solche Weise ihre Beywohner zugleich glücklich und armselig machen. Was immer die Hauptquelle des Erbebens seyn mag, ist die ganz gewiß auch unter den Paramos verborgen, wie solches der Paramo-Kotopak zu seinen Zeiten genugsam verrathet: Es ist dieser Schneeberg zugleich auch ein Feuerberg, oder Fulcan, und billig der amerikanische Vesuvius zu nennen, der mit Schnee bedeckt mir vorkam als wie ein ungeheuer großer, und hoher Kalkofen, aus dessen offenen Gipfel das Jahr öfters ein dicker, und schwarzer Rauch in die Höhe steigt, und die Indianer glauben macht, als wäre Kotopak der Kamin, oder Rauchfang von der Hölle der Verdammten. Nach Verlauf gewisser Anzahl der Jahre gemeiniglich: wie man mir gesagt: nach zwanzig mehr oder weniger pflegt er auch in volle Flammen auszubrechen, und die nächsten Gegenden mit feurigen Strömen zu überschwem-

Plag des Erdbebens, woher sie entsprungen.

Kotopak zugleich ein Schnee- und Feuerberg.

schwemmen, wie auch ungemein große Bimsstein, derer ich viele gesehen, Stunden weit hinaus zu werfen: Diese so erstaunliche unterirdische Feuergewalt machet dann auch, daß man in Quito schier alle Jahr etwelche Bewegungen der Erde verspüre, zu Zeiten aber schüttelt er selbe mit solcher Heftigkeit, daß die Gebäude entweder große Klüften bekommen, oder gar über einen Haufen geworfen werden; Also hat es sich ereignet im Jahr 1754. Da ich sammt andern 23. Missionarien aus Deutschland zu Quito angelanget: Kaum hatten wir vier Wochen ausgerastet, entstund ganz unverhofft mitten in der Nacht eines Sonntags so entsetzliches Erdbeben, daß es mich nicht nur vom tiefen Schlaf erweckte, sondern es schien mir, als wollte es mich vom Bett hinaus schutzen. Alsogleich hörte ich auf den Gassen erbärmlich heulen: Misericordia Sênor! Misericordia, Barmherzigkeit o Herr! Barmherzigkeit schrie alles zusammen, und laufen dem großen Platz zu die meiste nur halb angekleidet, einige auch nur in Hemdern. Es begaben sich alsbald einige unserer Priestern mit dem Krucifix auf dem Platz, und machten dem Volke die Reu, und Leid vor mit Gebung der Generalabsolution, wie es im Krieg bey Feldschlachten zu geschehen pflegt. Wir übrige Jesuiten blieben zu Haus, und suchten unser Zuflucht eine unter den Schwiegbögen des Collegii, andere, bey

Schreckbares Erdbeben in Quito.

denen auch ich war, unter dem Kirchethurm in der Hoffnung, daß, wenn er allenfalls umstürzen sollte, würde er uns doch zu unterst beym Leben lassen. Als der Tag angebrochen, und es schien, als hätte sich die Erde völlig zur Ruhe gelegt, begab ich mich in mein Zimmer um etwas auszuruhen. Kaum war ich ein Viertelstund darinnen, fieng das Zimmer zu wiegen an, eines Sprungs wollte ich zur Thür hinaus, sie war aber also zugeschwollen, daß ichs unmöglich aufmachen konnte bis das Beben nachgelassen. Nun war freylich keine Zeit mehr im Haus länger zu verweilen, da die Todsgefahr vor Augen stund, und sich in den Hauptmäuren schon hin, und wieder große Ritz, und Oeffnungen von oben bis unten sehen ließen. Es nahm also ein jeder das nothwendigste zu sich, und gieng vom Haus, und Stadt hinweg: Nur der P. Prokurator sammt zween Brüdern hatte den Muth gefasset im Collegio zu verbleiben selbes zu besorgen, und uns Abwesende mit Lebensmitteln zu versehen. Es wurden alsogleich alle Gefangene, derer viele das Leben verschuldet, losgelassen: alle Religiosen, und Klosterfrauen giengen mit den Weltleuten zur Stadt hinaus, daß es das Ansehen hatte, als wäre der jüngste Tag schon wirklich vorhanden, und wollten die Menschen dem Thal Josaphat zureisen. Unterdessen ließ sich das Erdbeben immerdar spüren, al-

so

so zwar, daß auch die Hunde auf den Gassen jämmerlich heulten. Wir Jesuiten begaben uns nach unserem Techar, oder Exercitienhaus, welches nur eine halbe Stunde vor der Stadt auf einer Anhöhe lag, und mit einem großen Garten versehen war: dieser wurde schier gänzlich verwüstet und ausgerottet, um darinnen Toldos, oder Feldzelt zum Nachtlager aufschlagen zu können, denn niemand unter einem Ziegeldach zu schlafen sich getrauete, wie leicht zu erachten.

Techar unser Aufenthalts-Ort zur Zeit des Erdbebens.

So mühselig für uns der vorige Tag gewesen, hatten wir noch weit größere Beschwerniß auszustehen in folgender Nacht, als welche wir ohne mindesten Schlaf unter freyem Himmel, und schier beständigen Regen auszuhalten, und unsere Gezelte einer Menge der Standspersonen, und Klosterfrauen zu überlassen gezwungen waren. Aber auch Diesen wurde von den sich immer äußernden Erdbewegungen keine Ruhe verstattet, welche auch Tags darauf manche schon vorhin zersplitterte Häuser übern Haufen geworfen. Solchergestalten sahen sich die vornehmere, und vermögliche Innwohner gemüßiget, auch ihre Haabschaften in Sicherheit zu bringen, und sich mit Sack und Pack auf ihre Landgüter zu begeben, wo sie auch den Klosterfrauen ihren Befreundten, einen Unterschluf verstatteten. Die Gemeine, und Handwerks-

Leute lagerten sich theils um die Stadt herum, theils auf den großen Platz, wo man auch eine offene Kapelle, und Beichtstühle aufgerichtet: Wir Jesuiten verblieben auf unserm Techar, und hatten wir Priester früh, und spat genug zu thun mit beständigem Beichthören, weil jederman ein Generalbeicht ablegen wollte. Nachdem wir also bis 14. Tag unter Angst und Forcht zugebracht, und es das Ansehen hatte, als wäre nun die Erde vollkommen beruhiget, fieng sie aufs neue, und heftiger zu wüthen an als zuvor. Es war an einem Sonntage zu Mittagszeit, zu welcher in der Domkirche vieles Volk der letzten heiligen Messe beywohnete, und ich just dazumal mit meinem Gesellen gegenüber bey dem Palaste des Herrn Präsidenten vorbey gieng, bewegte sich der Erdboden mit solcher Heftigkeit, daß ich vermeynte, es werde der Palast über mich hinüber fallen: Ich sah zugleich mit Augen, wie die Seitenmauer der Domkirche, die gegenüber stund, von oben bis unten sich spaltete, und der Kirchthurm, dessen Glocken von sich selbsten anschlugen, einen großen Riß bekam. Man kann sich leicht vorstellen, was Schrecken, Heulen, und Schreyen unter dem Volke in der Kirche, und was Gedräng bey der Kirchthür gewesen, da ein jeder der erste heraus seyn wollte. Noch selben Tag, an welchem die meiste Herren von ihren Landgütern in

Ein Erdstoß drohet den gänzlichen Untergang der Stadt.

die

die Stadt gekommen, wurde eine Bußproceßion um 3. Uhr Nachmittag angestellet, dergleichen ich in meinem Leben niemals gesehen. Alle erschienen dabey sowohl Geist- als Weltliche, Jung- und Alte in einer bußfertigen Tracht: einige geißelten sich, auch Weibspersonen doch ehrbar bedeckt, und nicht aufs Blut: andere zogen schwere Kreuzblöck, auch so gar Kinder; wiederum andere schlepten an bloßen Füßen große Ketten nach. Es war auch ein Mann von Ansehen, der sich zween starke Kerl mit Karbatschen aufgedungen, die ihn bey der Proceßion begleiten: in jeder Gasse blieb er zwey bis dreymal stehen, bekennte sich öffentlich für den größten Sünder, und ließ sich von selben tapfer abpeitschen. Die Geistlichen, und Regierungsherren begleiteten das höchste Gut ein jeder mit einem Strick um den Hals, und dörnere Kronen auf dem Haupte: am Ende wurde auf dem großen Platz von unserm P. Milanethio eine Bußpredigt gehalten, und der gewöhnliche Contritionsact gemacht. Dergleichen Bußumgänge sind nach der Hand noch zween andere gehalten worden, weil sich noch immerdar einige Erdstöße merken ließen, welche ein und anderes Haus gestürzet, wie auch den schönsten, und größten Thurm der P.P. Augustinerkirche bis über die Helfte herunter geworfen haben. Endlich nach langem Verweilen, und Verlauf 6. Wochen hat das lei-

Bußproceßion zur Zeit des Erdbebens.

Ende des Erdbebens.

leidige Erdschütteln also nachgelassen, daß man weder bey Tag, noch bey Nacht eine Bewegung mehr bemerkte, dessen ungeacht müßten wir noch eben so lange Zeit außer der Stadt verbleiben um der Ausbesserung des sehr beschädigten Collegii abzuwarten, zu welcher viele Arbeiter, die überall genug zu thun hatten, wie auch große Unköſten für Eisenwaar erfordert wurden, da man das Gemäuer der obern Hänge mit eisernen Zwerchstangen zusammen heften, und dazumal für den Zentner Eisen 60. Thaler bezahlen müßte.

Ein Erdstoß wirft zu Takunka das Kirchengewölb zu Boden, mit Niederlag der Gegenwärtigen.

In nächst folgenden Jahren haben sich zwar etliche kleine Erdbewegungen, wie es schier alle Jahr geschieht, spüren lassen, doch ohne einigen Schaden. Aber nach verflößenen zehn Jahren, als ich weit davon in der Mißion mich befand, hat ein Erdstoße desto grausamer getobt in dem von der Stadt Quito zwanzig Stunden entlegenen Markt Takunka, wo unser Noviciathaus gestanden. Es war just zur leidigen Faßnachtzeit, zu welcher es dort unter den Christen eben so lüderlich zugehet, wie in Europa, da sie zwar beym Tag dem Gottesdienst abwarten, bey der Nacht aber dem Belial weit emsiger dienen: Dieser heydnische Mißbrauch hat die unglücklichen Takunkanern so gar das Leben gekostet; denn als in unserer Kirche das gewöhnliche 40. stündige Gebeth gehalten

ten würde, und am Erchtag der Prediger von der Kanzel herunter stieg, hat sich die Erde so heftig bewegt, daß das ganze Kirchengewölb herunter gefallen, und die Anwesende lebendig begraben hat; zur größten Verwunderung ist forne auf dem Hochaltar das höchste Gut stehen geblieben ohne daß eine Kerze ausgeloschen; nach der Hand, als man den Schutt hinweg geräumet, war es nothwendig den angesteckten Luft mit angezündetem Schwefel zu reinigen, damit nicht etwann eine Krankheit, oder gar die leidige Pest unter den noch lebenden entstehen möchte.

§. 4.

Von den Sitten der Quitenser.

Billig sollte man glauben, dergleichen schreckbare Drohungen der strafenden Hand Gottes müßten auch die verstocktesten Sünder zur beständigen Besserung ihres Lebenswandels verleiten und von fernerm sündigen abhalten. So lang das Erdbeben in Quito gedauret, hatten wir Priester genug zu thun mit Generalbeichten anhören; Viele Feindschaften wurden aufgehoben, das ungerechte Gut zurück gestellet, die viele Jahr im Sündenstand gelebt, haben entweders sich entfernet, oder ehlich zusammen geben

Beyspiel der Unbeständigkeit des menschlichen Herzens.

lassen. Aber leider, wie groß ist nicht die Unbeständigkeit des menschlichen Herzens? Kaum war ein halbes Jahr vorbey, und die Erde zur Ruhe gelegt, haben die meiste Gewohnheitsünder die Forcht verlohren, und ihre Fürsatz in Wind geschlagen. Viele derjenigen, welche um ihrem Luderleben ein Ende zu machen sich rechtmäßig verheyrathet, trachteten nach der Hand wieder geschieden zu werden mit Vorgeben, es wäre ihr Heyrath pur aus Forcht des Erdbens geschehen: Ja sie haben sich so wenig gebessert, daß sie nach verflossenen 8. Jahren einen sehr gefährlichen, und blutigen Aufstand angezöttelt, welcher schier bis 300. Personen das Leben gekostet. Darzu hat Anlaß gegeben ein neu aufgerichtete Advana, oder Mauthhaus, wo man alle Waaren, die von Lima, oder anderswo herkommen, ablegen, und für selbe eine gewisse Abgab erlegen mußte. Nebst dem wurde auch der Brandwein, und Rauchtaback in Verpacht gegeben: Man hörte zwar gleich Anfangs vieles Klagen, und Murren, sonderlich da ein, und andere des Contrabants halben zur Strafe gezogen wurden, doch hätte es niemand vermuthet, daß eine so gefährliche Aufruhr daraus entstehen sollte; und zwar in so kurzer Zeit, da noch die Advana kaum ein halbes Jahr lang gedauret hatte.

Gefährlicher Aufstand in Quito.

Es

Es war am Festtage des heiligen Johannes des Täufers, im Jahre 1765. als man Abends bey Sonnenuntergang in allen acht Barrios, oder Kirchensprengeln Sturm läutete: auf den ersten Schlag laufte ein grosser Schwarm Männer, und Weiber, Grosse, und Kleine mit Stangen, Säbel, Spieß, und Steinen unter mörderischem Geschrey dem grossen Platz zu, daß es schien, als hätten sich diejenige, die vormals zur Zeit des Erdbebens auf dem nämlichen Platz als sanftmüthige Lämmer mit Kreuz, und Geißeln daher giengen, nunmehr in rasende Wölfe, und Tieger verwandelt. Die den Vortrapp ausmachten, giengen flugs aufs Mauthhaus los, zerbrachen Thürn und Fenster, und nach weggejagten Mauthbedienten bemächtigten sie sich der Cassa, in welcher sich bis 4000. Thaler befanden: allen Vorrath vom Brandwein, was sie in der Eil nicht trinken konnten, gossen sie auf die Gasse hinaus: andere stürmten die Häuser der Mauthbeamten, und einiger Scapetonen. Um zu verstehen was Scapeton sagen will, ist zu wissen, daß es in allen amerikanischen zu Spannien gehörigen Städten nebst den Indianern zweyerley Inwohner gebe, nämlich Scapetones, und Criolios. Die erste sind diejenigen, welche in Spannien gebohren nacher Amerika entweder als Regierungsbeamte, oder Handelsleute gekommen: Criolios aber werden jene genennet, die

Unterschied zwischen Scapetones und Criolios.

die zwar aus spannischem Geblüt aber in Amerika gebohren sind, und von den ersten Erobern herstammen, diese werden von den Indianern als ihre Landsleute gar wohl geduldet, nicht also die Scapetones, als welche sie für ihre Feinde halten. Auch wir Jesuiten wurden unter die Scapetones, und Ausländer gerechnet, dessentwegen auch die Rebellen sich vorgenommen unser Collegium zu bestürmen: Es haben aber unsere Layenbrüder, und Hausdiener Thür, und Thor also verwahret, daß selbe unerachtet aller Gewaltthätigkeit, die sie ausübten, keinen Eingang gefunden. Als die Rebellen mit Stürmung des Mauthhauses beschäfftiget waren, befahl der Präsident in aller Eil seinen Soldaten, derer dazumal nur 24. gewesen, sich zur Gegenwehr zu stellen, welchen sich viele Scapetones mit ihren Feuerröhren beygesellten um das Prätil besetzen zu helfen. Dieses ist eine von Quatersteinen über Manns hoch gleich einer Pastey an dem Pallaste des Präsidenten angelegte Schutzwehr, welche zu beyden Seiten mit 15. Staffeln versehen oben in der Mitte den Eingang zum Pallaste eröffnet; auf diesem Prätil ließ der Präsident 6. geladene Feldstückgen pflanzen, und zugleich neben seinem Pallaste einen Galgen aufrichten mit Bedrohen den nächsten besten auf der Stelle aufhängen zu lassen, der sich erfrechen würde nochmals einen Stein auf den Pallast zu werfen. Aber die Rebellen, die sich

Die Rebellen bestürmen unser Collegium.

Was ein Prätil sey?

Hau-

Haufenweis auf dem Platze zusammen gerottet, und meistentheils vom Brandwein berauschet waren, ließen sich durch bloße Drohungen nicht abschrecken, und schryen aus vollem Hals, sie wollten sich eher umbringen, als eine neue Bürde aufladen lassen, fiengen zugleich an mit einem Steinhagel, den Pallast zu bombardiren: Stracks wurden die Feldstücke losgebrannt, weil sie aber zu hoch gerichtet, flogen die erste Kugeln über die Köpfe hinaus. Durch dies wurden die Rebellen anstatt sich zu ergeben noch mehr verbittert, und liefen Schaarenweis durch alle Gassen, wo sich immer ein Scapeton blicken ließ, mußte er über die Klingen springen. Ja sie haben sogar dem Präsidenten zu Trutz auf dem Dominikaner-Platz auch einen Galgen aufgerichtet, und auf der Stelle einen Scapetons-Bedienten daran gehänget. Da gieng das Morden, Hauen, und Stechen erst recht an, denn die Scapetones setzen den Rebellen mit ihren Flinten nach, und streckten viele zu Boden.

Ein Scapetons-Bedienter wird von den Rebellen aufgehänget.

Bey dieser mörderischen Verwirrung wagte sich der Bischof unter die Tollsinnigen, mit der Zuversicht, er würde mit seinem bischöflichen Ansehen selbe beruhigen können, aber umsonst, er wurde mit trotzigen Worten kurz abgewiesen: Er hätte bey dergleichen Sachen nichts zu thun, Er sollte nur

Der Bischof waget sich unter die Rebellen.

wie-

wiederum zurückkehren, sonst würde man ihm den Heimweg mit Steinen zeigen, hoben zugleich Steine in die Höhe, daß also der gute Bischof gezwungen war, vielmehr nach Haus zu laufen, als zu gehen. Eben also ergieng es auch einem Weltpriester, welcher aus der Domkirche das höchste Gut in der Monstranz auf die Gasse getragen in der Meynung, es würden sich doch die Tobsüchtige durch die Gegenwart des höchsten Herren besänftigen lassen, aber sie haben ihn auf die nämliche grobe Art, wie den Bischof zurück gewiesen. Endlich am dritten Tage, als diese schröckliche Tobsucht fortgedaueret, und die Rebellen die Oberhand zu gewinnen anfiengen, wagten sich einige unserer Priestern vom Collegio hinaus, warfen sich den Tobenden zu Füßen, und bathen sie durch das Blut des Gekreuzigten, dessen Bildniß sie in den Händen trugen, sie möchten sich doch einmal zur Ruhe begeben: sie sähen ja mit Augen, daß sie sonst mit ihrem selbst eigenen Schaden die ganze Stadt zu Grund richten würden ꝛc. Anfangs fanden sie nicht viel Gehör, als sie aber nicht nachließen zu bitten, und zugleich betheuerten, daß sie eher sterben, als unverrichter Sachen nach Haus gehen wollten, haben sich endlich einige von den Ansehnlichern bewegen lassen, durch derer Beyhilfe sie nach und nach auch die übrige zurecht gebracht. Nach gemachten Friedens-Vorschlägen wurde

Einige der unsrigen Priestern stillen die Aufruhr.

wurde einhellig beschlossen, auf folgenden Tag eine öffentliche Zusammenkunft zu halten, wobey einerseits die Regierung, andrerseits aber aus jedem Barrio zween Commissarien erscheinen sollten, wie es auch geschehen. Vor allen verlangten die Commissarien: Es soll sich der Herr Präsident sammt allen Mitgliedern der Regierung mit einem feyerlichen Eidschwur verpflichten, daß sie den ganzen Vorfall der geschehenen Aufruhr in vollkommene Vergessenheit setzen, und deßhalben nicht die mindeste Nachforschung machen wollen; zudeme begehrten sie, daß man die neue Aduana, und alle Verpachtung für allezeit aufhebe, und sie mit keiner neuen Auflag mehr belästige: auch wollen sie dem Spannischen König die ewige Treue schwören, wenn er sich mit dem Tribut, welchen ihre Vorfahren, und sie bishero gegeben, wolle befriedigen lassen rc. Alles wurde nach Heischung damaliger Umstände bewilliget, der anverlangte Eidschwur abgelegt, die neue Maut aufgehoben, und ein beyderseitiger Friede gemacht, also zwar, daß ich das folgende Jahr, in welchem ich von der Mißion zurück berufen wurde, kein einzige Spur einer Unruhe, oder Misverständniß in Quito vermerket habe.

Wie man den Friedensschluß gemacht.

Wer sollte itzt glauben, daß eben dieser quitensische Aufstand der Zundel gewesen, mit dem unsre Feinde die Mine, wel-

Der Aufstand in Quito gab den Jesuiten den letzten Stoß.

 che

che sie schon lang zuvor unsrem Orden bey dem Spannischen Hofe zubereitet, angezündet haben, und den König bewogen, uns Jesuiten aus allen seinen Staaten auszuschliessen? Und doch ist es also geschehen. Sie legten nämlich die ganze Schuld der Rebellion in Quito auf uns Jesuiten, und führten diese für überzeugende Proben an, als wären wir unruhige Köpfe, und Anstifter dergleichen Empörungen: Es wäre der König in größter Gefahr, alle seine Besitzungen in America zu verlieren, woferne er nicht alsogleich aus selbem alle Jesuiten wegschaffen würde ꝛc. Durch diese und andere Verleumdungen und grundfalsche Andichtungen, dergleichen auch vormals die lugenhafte Mähre vom Paraquayschen König Nicolas gewesen, haben auch die Gewissenlose zuwegen gebracht, daß der Spannische Hof eilends beschlossen, dem Beyspiel des Portugesisch- und Französischen nachzufolgen, und die Jesuiten aus allen seinen Ländern zu entfernen. Alsbald wurde Ordre gegeben, etwelche Schiffe auszurüsten, und eine Anzahl Truppen von 8000. Mann nach America zu senden, doch geschah dieses unter ganz anderm Vorwande. Was eigentlich das Absehen gewesen, und was sich ferners mit uns Jesuiten zugetragen, werde ich am Ende dieser Nachrichten umständlicher melden, da die Rede von unserm Abzug seyn wird.

§. 5.

§. 5.

Von der quitensischen Mißion.

Vor allem ist zu wissen, daß die Indianische Einwohner des Peruanis. Reichs, welche vor der Ankunft der Spannier unter der Bothmäßigkeit des heydnischen Königs Inga gestanden, und itzo dem König von Spannien unterworfen sind, als schon lang bekehrte Christen keine Mißionarien für Seelsorger, sondern ihre Pfarrherren haben sowohl von Weltpriestern, als Ordensgeistlichen. Diese zahme und christliche Indianer, unter denen kein Heyd mehr anzutreffen, bewohnen jenes Erdreich, welches zwischen obgemeldten Paramos, oder so nahe anliegt, daß man selbe allezeit vor Augen hat. Hingegen die sogenannte wilde Indianer, bey denen wir Mißionarien als Seelsorger gestanden, und welche den vorigen an der Zahl weit überlegen sind, befinden sich in jenen weitschichtigen Ländereyen, oder vielmehr Wüsteneyen, welche von den Paramos gänzlich abstehen, und sich bis ans Meer erstrecken; allda giebt es noch viele Völker, welche in tiefen Wäldern, und Heydenthum leben.

Es giebt zweyerley Gattungen der Indianer Mansos, oder zahme Bravos, oder wilde.

Wie groß aber der Umfang jener meistentheils noch unbekannten Wildnissen seyn müsse, läßt sich leicht abnehmen aus der ungeheuren Menge und Größe ihrer Flüsse,

Größe des Erdreichs der Wilden.

welche alle vom hohen Gebirg entspringen: und sich nachmals mit zween Hauptflüssen vereinigen. Diejenige, die gegen Aufgang liegen, ergießen sich in den Fluß Maragnon, oder Amazonum, welcher nach Meynung aller Geographen der größte in der Welt seyn soll. Jene aber, die gegen Niedergang liegen, vereinbaren sich mit dem schier eben so großen Fluß Orinoco, dessen Eingang in das Meer vom Einfluß Maragnos bis 300. Spannische Meilen entfernet ist. Auf diesem so weitschichtigen, als sumpfigten Erdreich zählet man bis hundert und fünfzig Nationen, deren eine jedwedere ihre besondere Sprache führet, doch ist bey ihnen die Anzahl der Menschen bey weitem nicht so groß, als wie bey denen in Europa, oder andern Welttheilen, ja es giebt viele unter selben, die nur in drey, oder viertausend Seelen bestehen. Eine solche hat auch mich betroffen, nämlich die Nation der Paeses, welche von den Spanniern Cabeliados wegen ihren langen und dicken Haaren, genennet werden.

Der Fluß Maragnon ist der größte aus allen Flüssen.

Zu diesen bin ich im Jahr 1755. von der Stadt Quito mit dem P. Xav. Veigel aus der Oesterreichischen Provinz abgereiset, und zwar auf einem überaus beschwerlichen Weg, der uns die außerordentliche Kälte der Paramos, durch welche er durchgieng, nur gar zu stark empfinden machte. Da gieng es den ganzen Tag Berg auf, Berg ab, und zwar durch einen da und dort so engen und

Meine Abreise von Quito zur Mißion.

mit

mit Gebüsch also besetzten Steigweg, daß man unmöglich zu Pferd durchkommen konnte, nichts zu melden von dem vielen Morast, den wir einmal knietief durchwaden mußten. Nebst allem dem stund auch im Weg der sehr gefährliche und reißende Bach Quichos: über diesen waren anstatt der Brücke nur zween runde Bäume geworfen, und von einer Seite bis zur andern ein Strick gespannet sich einzuhalten. Wer immer das Unglück hat hinunter zu fallen, der ist des Todes eigen, wenn er auch tausend Leben hätte. Beynahe hätte mich selbsten dieses Unglück getroffen, wenn mir nicht ein Indianer zur Hülfe gekommen wäre. Nachdem wir im Gebirg 6. Täge zugebracht, kamen wir zu dem Fluß Kosanga, der ziemlich breit, und ohne Brücke. Wer also hinüber will, der muß entweder über den halben Leib im Wasser gehen, oder sich auf den Achseln der Indianer hinüber tragen lassen; Ersteres war mir und meinem Gefährten nicht möglich, mußten uns also das andere gefallen lassen. Kaum befand ich mich im Fluß, gieng alles in meinem Kopfe um, und um, und schien mir das Wasser anstatt abwärts, aufwärts zu fliessen, doch hat mich mein zweyfüßiges Roß, dem zwey andre zur Seiten giengen, glücklich ans Gestatt gebracht. Aber leider! dabey traf mich das große Unglück, daß der Indianer, welcher mein Bettzeug, darinn auch mein Brevier

Quichos ein sehr gefährlicher Bach.

Der Fluß Kosanga ohne Brücke zu passieren.

Verlurst meines Bettzeugs und Brevier.

sammt andern nothwendigen Kleinigkeiten sich befanden, zu tragen hatte, selbes, weiß nicht vor Schwindel, oder aus Bosheit gleich beym Eintritt ins Wasser geworfen, und sich augenblicklich flüchtig gemacht ohne daß weder seine Person, weder der Pack mehr zum Vorschein gekommen. Ich mußte also ohne Bett, und ohne Brevier den Weg fortmachen, bey welchem mir aber wiederum eine neue Beschwerniß zugestossen, denn es waren meine Albergates, oder gestrickte Schuh also zerrissen, daß ich sie nicht mehr brauchen konnte, zugleich war der Weg zum Barfußgehen zu rauh, und voller Stein, mußte mich also auch zu Land von den Indianern etlichemal tragen lassen. Es sind diese zahme Indianer als Montarassen, wie die Spannier sagen, oder Bergleute von solcher Leibesstärke, daß sie einen mittelmäßigen Mann Stunden weit fort tragen, doch mit öfterm Rasten und Abwechseln. Darzu brauchen sie nur einen breiten Riemen, diesen unterlegen sie dem, der sich tragen läßt, nehmen zugleich den Riemen um ihre Brust, oder über den Kopf, und mit einem langen Stock in der Hand tragen sie ihren Ritter so hurtig fort, als wenn sie ihn gestohlen hätten. Diese neue Reitmode auf Menschen dünkte mich Anfangs nicht gar unbequem zu seyn, aber kaum hatte sie eine Weile gedauret, empfand ich an den Schenkeln solche Schmerzen, als

Neue Reitmode auf Menschen.

wären

wären mir beyde Füße abgehauen, ich mußte also noch zwey Tage mit Gehen und Reiten umwechseln, bis wir zu Arzidona als dem Ende unserer Bergreise angelangt. Dieses Arzidona ist das Gränz-Ort der zahmen Indianern, welche die Sprache Inga reden, und dem König von Spannien jährlichen Tribut bezahlen. Vor Zeiten war es eine merkwürdige Gränzstadt, wo sich ein Königl. Stadthalter befunden, aber durch gar zu strenge Verwaltung, und daraus entstandenen Flucht der Indianer ist selbige ziemlich zusammen geschmolzen, und bestehet itzt nur aus schlechten Häusern, oder vielmehr Hütten, sammt einer Kirche und Pfarrhof von purem Holz. Vier Stunden davon liegt das Dorf Napo an dem Fluß gleichen Namens, wohin wir uns auf Maulthieren begeben, um unsre Reise zu Wasser auf Canoas fortzusetzen. Diese Canoas sind eine ganz besondere Gattung von Barken, dergleichen man in Europa nicht findet, noch machen kann, denn sie werden von einem Stück und Stammen der Cederbäume, gleich einem grossen Bachtrog ausgehauen, vornen schmal, und hinten breit: eine der größten hält in der Länge 15. bis 16. Ellen, und 2. in der mittlern Breite, welche auch bis 3. Schuh tief. In der Mitte ist sie mit einem aus Platanos-Blättern geflochtenen Dach, Pamacare genannt, versehen die Reisende sowohl vor Regen, als Sonnenhitz zu schützen.

Arzidona das Gränz-ort der zahmen Indianern.

Canoa, ein Fahrzeug zu Wasser.

Pamacare ein Schifsgedecke.

tzen. Mit solcher den Fluß aufwärts zu fahren, werden aufs mindeste 14. Indianer nebst dem Steuermann erfordert, von denen sie zu beyden Seiten nächst am Gestad mit langen Stangen, Tanganas genannt, gleichsam hinauf geschoben wird, welches, wie leicht zu erachten, sehr langsam hergeht, besonders wenn das Wasser stark angeloffen. Den Fluß hinüber, oder auch desto hurtiger abwärts zu fahren, gebrauchen sie sich der Ruder.

Tangana, eine Schiff-Stange.

Den ersten Tag unserer Wasserfahrt sah es sehr gefährlich aus, denn der seichte Fluß da und dort zwischen Steinklippen mit aller Gewalt durchschießet, wo schon viele Canoas gescheitert haben, doch sind wir mit Beystand Gottes glücklich durchgekommen, und haben zur Abendszeit bey sancta Rosa angeländet. Dieser Ort ist der Aufenthalt jener zahmen Indianern, welche dem Goldwaschen obliegen, und im Fluß Napo, der allda die Steine zu verlieren, und nur Sand zu führen anfängt, das so sehr berühmte Polvo de oro, oder Gold-Sand zu sammeln pflegen, welcher von dem goldreichen Mine-Berg, aus dem der Fluß entspringt, mit dem Erd-Sand vermischet, hergeleitet wird. Nun von diesem das Gold zu reinigen, oder zu waschen, gehen die Indianer knietief ins Wasser mit einer von Holz gleich einem Chineser-Hut gemachten Schüs-

Santa Rosa, das Ort, wo man Gold waschet.

Die Weise Gold zu waschen.

sel,

sel, mit dieser fassen sie den Sand aus dem Grund, und schwemmen selben mit Wasser nach und nach wieder hinaus, dabey dann die Goldkörnlein wegen ihrer Schwere in dem untern Grübel der Schüssel liegen bleiben. Mit diesem Goldwaschen bringt bisweilen ein Emsiger in einem Tag zwey, drey, auch mehrere Tominen Gold zusammen, derer zween eine Ducate ausmachen, zu Zeiten finden sie auch noch wichtigere Goldstückchen. Doch sind sie bey dieser so einträglichen Arbeit nicht zu beneiden, als welche ihnen von einer ungeheuren Menge der Schnacken, die sich in selber Gegend wolkendick einfindet, nur gar zu stark versauret, und ihr Haut schäbig gemacht wird, deßwegen man sie nicht leicht überreden kann mehrer zu waschen, als was sie den jährlichen Tribut zu bezahlen, und ihre Hausbedürfnissen zu bestreiten, höchst nothwendig haben. Eben dieses mühsame Goldwaschen, und die unmäßige Geldsucht eines Spanniers hat Anlaß gegeben, daß die Hibaros eine der beßten, und zahlreichesten Nation, sich der Spannischen Bothmäßigkeit zwar schon vor ältern Zeiten gänzlich entzogen haben. Es liegen diese Hibaros auf der andern Seite der quitensischen Mißion, die auch am Gebirg anstoßet, und von Arzidona bis 100. Meilen entfernet ist. In ihrer Hauptstadt Bogronio befand sich ein Spannischer Statthalter, der seine Augen von dem Gold-

Beschwerniß der Goldwascher.

Wegen dem Goldwaschen entzogen sich die Hibaros der Spannischen Bothmäßigkeit.

Bogronio Hauptstadt der Hibaros.

pulver gar zu stark verblenden ließ, und die Indianer immerdar anstrengte, für seinen Beutel Gold zu waschen. Durch dieses wurden sie also in Harnisch gebracht, daß sie sich heimlich zusammen verschworen, ihm sammt allen Spanniern den Garaus zu machen, wie sie es auch im Werke gethan haben. Eines Tags in aller Früh überraschten sie den Statthalter in seinem eigenen Haus, warfen ihn zu Boden, und gossen ihm geschmolzenes Gold ins Maul hinein mit spöttischem Zurufen: Jtzt sättige dich einmal, du unbarmherziger Goldegel, zu gleicher Zeit sind von ihren Kameraden die übrige Spannier in der Stadt überfallen, und alle ums Leben gebracht worden. Alle Geistliche mußten das Land räumen, wie auch die Klosterfrauen, jene ausgenommen, die sich mit ihnen verheurathen wollten. Es sind diese Hibaros von schöner Leibesgestalt, wie auch treffliche Pfeil-Schützen, und die einzige, die in ihren Feldzügen großer von starkem Holz gemachten Schilde sich bedienen. Von selber Zeit an, da sie sich von den Spanniern losgemacht, haben sie alle Zugänge also verhauen und verschanzet, daß ihnen selbe, obwohl sie es öfters, und zwar mit großen Unkösten versuchet, nicht mehr haben Meister werden können.

Die Hibaros bringen den Statthalter, und die übrigen Spannier ums Leben.

Als wir Jesuiten noch das letzte Jahr darinnen waren, hat P. Henricus Franzen, ein

P. Franzen machet Freundschaft mit den Hibaros.

ein Deutscher aus der Rheinischen Provinz, dessen Mißion nächstens anlag, mit den Hibaros, seinen Nachbarn die Sache so weit gebracht, daß einige ihn öfters heimgesucht, und zu sich geladen haben, mit der beßten Hoffnung, sie wiederum auf den rechten Weg ihres Seelenheils führen zu können, besonders da sie die Kirche, und alles was zum Gottesdienst gehörig, noch allezeit unberührt gelassen, ja sogar gesorgt haben, daß die Lampe vor dem Hochaltar Tag und Nacht fortbrennete, aber dem spannischen Schicksal hat auch der gute 68. jährige P. Franzen weichen müssen.

Nachdem wir auf unsrer Canoa-Fahrt 4. Tage zugebracht, sind wir zu Capocny, als dem ersten Pflanzort der Cabeliados angelangt; kaum waren wir in das Mißion-Haus eingegangen, hat sich alsobald eine ganze Schaar der wilden Indianer, die kurz zuvor aus dem Wald gekommen, zu uns hinein gedrungen: da weiß ich es nicht zu sagen, ob sie uns, oder wir sie mit größerer Erstaunung angesehen haben? Beym ersten Anblicke kam mir vor, als sahe ich vor meiner nur Halbmenschen, welche zwar die menschliche Gestalt, aber nichts Vernünftiges an sich hatten, und schier ganz unbedeckt da stunden. Das männliche Geschlecht hatte nichts anders am Leib, als einen kurzen aus zarter Baumrinde zusammen gestückten

Capocny erstes Pflanzort der Wilden.

Aufzug der Cabeliados.

Sack gleich einem Panzer, der kaum die Lenden erreichte. Die Weibsbilder waren nur mit einem anderthalb Spannen breiten Schürzel aus Baumfaden geflochten, umgürtet. Ihre Sprache schien mir als wie ein Geschwätz von Papageyen ohne eine Silben verstehen zu können: alles war hen, hin, ho, han, und dieß mehrentheils aus der Nase. Den Willkomm, den sie uns machten, und man verdolmetschte, bestund in dem, daß ihr Anführer jeden aus uns fragte: Raye mue? Kommst du? Man giebt zur Antwort: Raye ye, ich komme, denn zum Jasagen haben sie in ihrer Sprache kein Wort, und winken insgemein nur mit den Augen, wenn sie etwas bejahen wollen. Wiederum fragte er: Magni oy raye? Kommst uns gern zu haben? Dieses ist der allgemeine Gruß auch unter ihnen selbst, wenn sie einander heimsuchen, weiter erstrecket sich nicht ihre Beredtsamkeit bey ihrer undeutlichen, und wortarmen Muttersprache, welche zu erlernen mir viele Zeit und Schweiß gekostet. Sie wohnen zwischen den Flüssen Napo und Putumayo, welche sich in den Maragnon ergießen, zu diesem hat man von Capocny aus bis 16. Tage Fluß-abwärts zu fahren, aus dem man schließen kann, wie groß ihr Erdbezirk seyn müsse, welchen zugleich viele andre Wässer, Bäche, Sümpfe und Weyher nur gar zu stark befeuchten, und selben für Ausländer ungesund machen.

Wie sie uns begrüßten.

§. 6.

§. 6.

Von der Leibsgestalt der wilden Indianern.

Die Nation der Cabeliados, bey der ich mich bis zehn Jahre lang aufgehalten, ist meistentheils von mittelmäßiger Leibsgrösse, braunnet, oder vielmehr von der Sonne verbrennt, denn von der Geburt aus sind ihre Kinder so weiß, als wären sie in Deutschland gebohren. Man findet auch im Wald derer, wo sie beständig unter dem Schatten dicker Bäume wohnen, viele besonders junge Leute von so weißer, und zarter Leibsgestalt, daß man sie, wenn sie die gehörige Kleidung, und gleichen Aufzug hätten, auch den deutschen Grafen- und Fürstenkindern zur Seiten stellen könnte. An hübscher Gestalt übertreffen die Cabeliados alle andere wilde Nationen, die mir unter die Augen gekommen, und noch weit mehr die zahme Indianer in Quito, derer Gestalt viel häßliches, und gar nichts reizendes an sich hat: das Schönste, was schier alle Wilde haben, sind ihre kleine, lebhafte, und kohlschwarze Augen, mit denen sie anch den kleinsten Vogel auf den höchsten Bäumen erblicken, und die entfernste Dinge unterscheiden können; als ich einsmals auf dem Fluße spaziren fuhr, ersah ich von ferne etwas im Wasser, das mir wie ein Holzblock vorkam,

Schöne Leibsgestalt der Cabeliados.

Scharfsichtige Augen der Indianern.

die

Sack gleich einem Panzer, der kaum die Lenden erreichte. Die Weibsbilder waren nur mit einem anderthalb Spannen breiten Schürzel aus Baumfaden geflochten, umgürtet. Ihre Sprache schien mir als wie ein Geschwätz von Papageyen ohne eine Silben verstehen zu können: alles war hen, hin, ho, han, und dieß mehrentheils aus der Nase. Den Willkomm, den sie uns machten, und man verdolmetschte, bestund in dem, daß ihr Anführer jeden aus uns fragte: Raye mue? Kommst du? Man giebt zur Antwort: Raye ye, ich komme, denn zum Jasagen haben sie in ihrer Sprache kein Wort, und winken insgemein nur mit den Augen, wenn sie etwas bejahen wollen. Wiederum fragte er: Magni oy raye? Kommst uns gern zu haben? Dieses ist der allgemeine Gruß auch unter ihnen selbst, wenn sie einander heimsuchen, weiter erstrecket sich nicht ihre Beredtsamkeit bey ihrer undeutlichen, und wortarmen Muttersprache, welche zu erlernen mir viele Zeit und Schweiß gekostet. Sie wohnen zwischen den Flüssen Napo und Putumayo, welche sich in den Maragnon ergießen, zu diesem hat man von Capocny aus bis 16. Tage Fluß-abwärts zu fahren, aus dem man schließen kann, wie groß ihr Erdbezirk seyn müsse, welchen zugleich viele andre Wässer, Bäche, Sümpfe und Weyher nur gar zu stark befeuchten, und selben für Ausländer ungesund machen.

Wie sie uns begrüßten.

§. 6.

§. 6.

Von der Leibsgestalt der wilden Indianern.

Die Nation der Cabeliados, bey der ich mich bis zehn Jahre lang aufgehalten, ist meistentheils von mittelmäßiger Leibsgrösse, braunnet, oder vielmehr von der Sonne verbrennt, denn von der Geburt aus sind ihre Kinder so weiß, als wären sie in Deutschland gebohren. Man findet auch im Wald derer, wo sie beständig unter dem Schatten dicker Bäume wohnen, viele besonders junge Leute von so weißer, und zarter Leibsgestalt, daß man sie, wenn sie die gehörige Kleidung, und gleichen Aufzug hätten, auch den deutschen Grafen- und Fürstenkindern zur Seiten stellen könnte. An hübscher Gestalt übertreffen die Cabeliados alle andere wilde Nationen, die mir unter die Augen gekommen, und noch weit mehr die zahme Indianer in Quito, derer Gestalt viel häßliches, und gar nichts reizendes an sich hat: das Schönste, was schier alle Wilde haben, sind ihre kleine, lebhafte, und kohlschwarze Augen, mit denen sie auch den kleinsten Vogel auf den höchsten Bäumen erblicken, und die entfernste Dinge unterscheiden können; als ich einsmals auf dem Fluße spaziren fuhr, ersah ich von ferne etwas im Wasser, das mir wie ein Holzblock vorkam, die

Schöne Leibsgestalt der Cabeliados.

Scharfsichtige Augen der Indianern.

die Indianer, welche mich führten, schmoz-ten darüber, und sagten es sey eine Canon, nennten zugleich die drey Personen, die darauf waren. Wie die Augen, also sind auch ihre Haar ohne Ausnahm kohlschwarz, und weil sie niemals den Kopf weder bey Regen, noch Sonnenschein bedecken, so hart, als wie die Schweinborsten. Dieser wilde Haarforst liefert ihnen auch ein kleines Wildpret, welches sie für das niedlichste Schleckerbißl halten nämlich grosse, und schwarze Läuse, mit denen besonders das weibliche Geschlecht, so oft es Gelegenheit findet, eine Lustjagt anstellet: Wenn etwer ihres gleichens sie heimsucht, muß ers für das beste Freundstuck halten, daß sie ihn beym Kopf nehmen, und die Läuse absuchen: alsbald sie eine erhaschen, schnapps fahren sie mit selber dem Maul zu, zerquetschens mit den fodern Zähnen, und schlückens mit Haut, und Haar hinunter. Als ich einst zu einem Indianer, der mir eine Laus anboth, sagte: yeque ay quaco ae: Pfuy das ist etwas wüstes; gab er mir diesen Bescheid: Panchi Pori hvay senchi. Nein Pater, das Ding ist süß, doch konnte er mich nicht überreden, daß auch ich die Süßigkeit verkostet hätte. Das Läuseessen ist schier bey allen Americanern im Brauch, auch so gar in Städt- und Dörfern, wo sie Nachmittag an Sonn- und Feyertägen vor ihren Hausthüren sitzen, und sich mit Läusesuchen Stun-

Die Kopfläus halten die Indianer für ein Schleckerbißl.

Das Läuseessen ist allen Indianern gemein.

Stundenweis unterhalten. Aber genug von dieser apetitlichen Lausjagd, sonst könnte etwa ein aufgeklärter Projectant unsrer Zeiten auf den Einfall kommen das Läusesuchen auch in Deutschland sammt einer Laussteuer einzuführen, wie es vor Zeiten der heydnische König Iriga gemacht, dem ein jeder Unterthan zu gewissen Zeiten ein Schachtel voll Läuse liefern mußte: Dieß mag der Ursprung gewesen seyn, daß nachmals die Indianer solche artige Thierchen für kostbar gehalten, und auch ihre Nachkömmling mit der saubern Läusesucht angesteckt haben. Laussteuer der alten Heyden.

So großen Ueberfluß die wilden Indianer, besonders die Cabeliados am Haar, eben so großen Abgang haben sie an dem Bart als der Hauptzierde des männlichen Geschlechts: denn es wächst ihnen kein Härchen um das Maul, nur bey alten Greißen raget bisweilen ein und anders hervor wie bey alten Weibern; sie halten aber auch so gar die Augenbraum, und Augenzeck für schändlich, und rupfen selbe entweders ein jeder sich selbsten, oder einer dem andern aus. Solches pflegen auch die Mütter ihren Kindern monatlich zu thun, wofern sich diese widersetzen, oder auch in andern Sachen sich gar zu widerspänstig erzeigen, reiben ihnen ihre barbarische Mütter spannischen Pfeffer in die Augen, dabey die armen Kinder Den Indianern wächst kein Bart. Pfeffer-Straf der Kinder.

vor Schmerzen zu rasen anfangen, doch bringt es ihren Augen keinen Nachtheil. Wenn ein grosses Festin, oder Gallatag vorfallet, pflegen sie auch Arm, und Schinbein vom Haarwerk mit Auszupfen zu säubern, zu diesem Zupfen brauchen sie nichts anders, als zween ganz dünne Baumfaden, mit denen sie jedes Härlchen so künstlich fassen, und ausziehen, daß mans mit der Scheer nicht hurtiger ausschneiden könnte. Das einzige, was mir bey diesem Haarzupfen nicht gar für unvernünftig vorkam, war, daß sie bey heftigen Kopfschmerzen sich das Haar ausreißen, und ganz glattköpfig machen lassen.

Haar auszupfen ein Mittel fürs Kopfweh.

In der übrigen Leibsstellung sind die wilden Indianer weit besser formirt, als Zahme, denn bey diesen findet man viele mit verschiedenen Leibsmängeln, und giebt es in dem Thal Scilio unweit Quito viele hundert mit Kröpfen, doch nicht mit so groß und ansehnlichen, wie im Tyrol. Bey den Wilden wird man nicht leicht jemand antreffen, der vom Mutterleib aus tadelhaft wäre. Denn die wilde Mütter haben diesen grausamen Brauch, daß sie ihr Kind, so bald es zur Welt gebohren, genau besichtigen, und wenn sie was tadelhaftes daran finden, selbes auf der Stelle lebendig eingraben. Eben dieß geschiehet auch, wenn eine auf einmal zwey gebähret, denn

Unter den Wilden giebts keine Mangelhafte von Geburt aus, und warum?

sie sind der närrischen Meynung, als müßten die Zwillinge zween Väter haben, dessentwegen sie eines davon einscharren, um nicht eines Ehebruchs beschuldiget zu werden.

Die Wilde verderben die Natur.

Je schöner die Natur auch die wildeste Indianer gestaltet, desto schändlicher werden sie von ihrer selbst eigenen Dummheit verstaltet, und häßlich gemacht, also zwar, daß derjenige, der sie das erstemal ansichtig wird, vermeynt, er sehe vor seiner eine Schaar abscheulicher Teufeln in menschlicher Gestalt, und dieß eben dazumal, da selbe in ihrer Gallatracht sich kräftigst einbilden, als wären sie die allerschönste auf dem ganzen Erdboden. Zu solcher wilden Schönheit den Grund zu legen, poliren die Weibsbilder Anfangs ihr Angesicht, und machens mit gewissem Saft der einem Firnieß gleicht, hellglänzend: Mischen alsdann rothe, schwarze, und gelbe Farben untereinander, und mahlen mit kleinen Pinseln auf der Stirne, und beyden Wangen allerhand Zierrathen, und Truttenfüß mit einer Menge Strichlein, und Düpfeln, aber alles mit gehöriger Maaß, und Symetri also, daß eine Seite der andern vollkommen gleich sieht: Diese Gleichheit zu treffen stellen sie ein Geschirr voll helles Wasser vor Augen, um sich beym Mahlen beständig zu besichtigen, deshalb schätzen sie einen Spiegel, wenn er auch noch so klein, und kaum einen Kreuzer werth ist, weit hö-

Mühsamer Anstrich der Indianer.

her als eine spannische Doppel. Den Mund, und Lefzen färben sie allzeit kohlschwarz mit dem Kraut Jagua, welches sie täglich käuen. Doch brauchen sie dieses Kraut, wie sie mir sagten, nicht so fast, den Mund zu schwärzen, als ihn von allem übeln Geruch zu bewahren. Und in der That, ich habe bey ihnen dergleichen niemals verspüret weder in- noch ausser dem Beichtstuhle: zu wünschen wärs, daß alle deutsche Brandwein- und Rauchtaback-Mäuler solches Kraut in Mund nehmten, bevor sie in die Kirche, oder zum Beichten gehen.

Jagua ein Kraut zum schwarzfärben.

Die Mannsbilder mahlen sich ganz anderst, als die Weiber, ja thun gerad das Widerspiel, denn da diese sich bemühen ihr Angesicht künstlich zu verschönern, trachten selbe das ihrige gänzlich zu verwüsten: Es wird auch unter ihnen derjenige für den wackersten gehalten, der mit dem scheckigsten Gesichte erscheinet; Solches zu bekommen tunken sie nur ihre Finger in die Farben, und füllen ihr Angesicht mit rothen, schwarzen, und gelben Striemen an, oder machen den halben Kopf roth, und den halben schwarz. Mit diesem hat ihre scheußliche Schmier- und Sudlerey noch kein Ende: Es wurde auch der pure Anstrich des Gesichts mit der Blöße des übrigen Leibs nicht wohl stehen; diesen dann auch galant, und dem Kopfe ähnlich zu machen, überschmieren

Anstrich der Mannsbilder.

ren sie erstlich selben mit einem pechigen Saft, mit dem man auch Papier, oder was man will pappen kann: über diesen machen sie mit rother Farb rings um solche Züg, daß es scheint, als wären der Bauch, Arm, und Schenkeln mit rothen Bändern umwickelt. Damit sie auch mit diesen Bändern desto-mehr Parade spielen können, thun sie selbe mit zartester Baumwolle hübsch garniren. Nachdem sie endlich ihren Körper durch vieles Anstreichen zum Muster der Schönheit gemacht, wird selber mit den geziemenden Kleinoden, und Ehrenzeichen angethan. Die Mannsbilder zieren ihre Stirne mit einem Kranz oder hohen Busch von grünen, blauen, weißen, und rothen Papagayfedern. Zum ritterlichen Ehrenzeichen umhängen sie den Hals mit einer Menge groß und kleiner Zähne von Thieren, als von Tiegern, Crocodilen, Wildschwein rc. zum Zeichen, daß sie als tapfere Helden schon viele derselben zu Boden gelegt. Der weibliche Halsgeschmuck bestehet in einem dicken Busch von kleinen Schneckenhäuschen, Meermuscheln, Nuß- und Eichelschälen, und andern rauschenden Tandelwerke.

Diese Wilden beyderley Geschlechts schmücken den ganzen Leib mit rother Farbe.

Schmücke der Mannsbilder.

Schmucke der Weiber.

Das sonderheitlichste bey den Cabeliados ist, daß sie auch ihre Nase zieren, und anstatt Ohrengehäng ein Nasengehäng tragen, welches die Schönheit ihres Angesichts desto-reizender macht, je sichtbarer es ist. Dieser

Nasengehäng.

ser ausserordentlichen Zierde zu Lieb durchbohren, sie schon in ihrer Jugend die untere Carnosität zwischen den zwey Naselöchern, und hängen an Gallatägen ein weisses Federlein daran ohne einzige Gefahr selbes hinweg zu schnaufen. Könnten die Franzosen wohl was artiges erfinden? Aber mit diesem ist das schöne Geschlecht noch nicht zufrieden, dieses durchbohret auch die unter Lippe des Munds, und stecket zur grösserer Galla ein länglichts weißes Steinlein hinein also, daß es halb heraus raget: Damit es aber das Löchel für alle Gallatäg offen halte, trägt es beständig ein Zäpflein, durch welches mit der Zeit das Löchel also erweitert wird, daß bey den alten Weibern ein kleiner Finger durch gehet. Nun bleibt ihnen noch zur Verschönerung übrig ihr bloßes Fußgestell, damit aber dieses gleich den schändlichen Pfauenfüßen der Schönheit des obern Leibs keinen Nachtheil bringe, tragen sie kein Bedenken der Natur Gewalt anzuthun, und ihre Füsse mit einer widernatürlichen Mode zu verstalten: Sie binden nämlich von Jugend auf jeden Fuß mit drey starken, und Finger breiten Bändeln, eines mitten auf den Waden, das andere ober, und das dritte unter denselben, und lassens also gebunden Zeit ihres Lebens, dardurch dann geschieht, daß mit der Zeit das Fleisch über die Bändel hinaus wachset: aber je tiefer sich diese ins Fleisch versenken und die

Schmuck der weiblichen Lippen.

Artiges Fußgestell der Wilden.

Wa-

Waden geschwülstiger machen, für desto zierlicher wird von den barbarischen Thorn ihre Fußstellung geachtet. Es müssen aber auch diese Hoffartsnarren sich gefallen lassen, daß die so lange Zeit gefolterte Füß zu letzt gegen ihre Torquirer sich rächen, und selbe in alten Tägen zu tragen verweigern. Diese wilde Thorheit der Cabeliados hat mich anfangs also geärget, daß ich die für die wildeste aus allen gehalten; als ich aber nachmals die Omaguas, welche nächst am Fluß Maragnon liegen, zu Augen bekommen, hab ich mit Erstaunung gesehen, daß ich mich in meinem Urtheil betrogen: denn so barbarisch die erste mit ihren Füssen umgehen, eben so grausam verfahren die letzte sogar mit dem Hauptheil des Leibs, nämlich mit dem Kopf, und dieß schon in ihrer Kindheit. Denn sie binden den kleinen Kindern, da sie noch saugen, ein Brettlein über die Stürn, und lassens mit selben aufwachsen: Mit der Zeit wird die Stirn so glatt, hoch, breit, und viereckigt, daß sie keiner menschlichen Stirn mehr gleich sieht. Nur Schad ists, daß die Omaguas sich nicht hier in Deutschland befinden, es würden ohne Zweifel dem Frauenzimmer die jetzige hohe Modeschöpf unvergleich besser anstehen, als manchen kleinen Mäusseköpfen.

Die Omaguas verstalten ihren Kopf.

Monstrose Stirne der Omaguas

§. 7.

Von der Gemüthsart der wilden Indianern.

Aus der barbarischen Art, mit der die Wilde zum Tort der Natur ihre Leiber verstalten, kann man leicht abnehmen, wie barbarisch ihre Gemüthsart, als lang sie im Heydenthum verharren, seyn müsse, welche ihren Vernunft also verfinstert, daß sie vielmehr Vieh, als Menschen zu seyn scheinen, und hat ihnen ein wohlerfahrner Missionarius gar nicht unrecht gethan, da er sie also beschrieben: Ein wilder Indianer, sagte er, ist ein Abenteuer, dessen Kopf voll der Unwissenheit, das Herz voll des Undankes, das Gemüth voll der Unbeständigkeit, dessen Händ, und Schultern der Trägheit, der Bauch der Füllerey, und die Füsse der Furcht unterworfen. Aus diesem läßt sich schliessen, was bittern Schweiß und Arbeit den Missionarien es kosten müsse aus diesen so unartigen Stöck- und Blöcken erstlich vernünftige Menschen, alsdann auch gute Christen nach, und nach zuschnitzeln. Es dauret diese Arbeit nicht nur ein, und andern Tag, oder Monat, sondern auch mehrere Jahre, und ist dazu nothwendig eine eben so grosse Geduld, als Bescheidenheit, wenn einer nicht auf einmal verderben will, was er durch lange Zeit gut gemacht. Es darf

Beschreibung eines wilden Indianers.

der

der Missionarius einem wilden Indianer nur mit schelen Augen ansehen, so kann er sich schon die Rechnung machen, daß selber sammt seiner Familie den Reißaus nehmen, und sich in Wald hinein flüchtig machen werde: Er muß auch im Reden sehr behutsam seyn, besonders wenn er der Sprach nicht recht kündig, sonst werden sie ihm die Wort im Maul umkehren, und Gelegenheit nehmen wider ihn ein gefährliche Meuterey anzuzötteln. Vor allen hat er sich in Obacht zu nehmen vor den gottlosen Teufelsbannern, derer viele unter den Wilden sich aufhalten, und von den Cabeliados, Quaneque, von andern Piazes, von Spanniern Bruchos, und auf Deutsch Hechsenmeister, genennt werden. Diese haben unläugbar mit dem bösen Feind, den sie ihren guten Freund nennen, eine Bekanntschaft, und heimlichen Umgang, der auch mit ihnen insgemein durch einen Papagay zu reden, und ihnen allerhand Ränke, und Schwänk, wider die Missionarien, und ihre Lehre vorzumachen pfleget: gegen diese Quaneque tragen die übrige grossen Respect, denn sie halten selbe zugleich für ihre Leibärzte, derer ganze Kunst, oder vielmehr Dummheit in dem bestehet, daß sie den Kranken stäts anblasen, und so er Hitzen leidet, ihn mit kalten Wasser übergiessen, oder stark an dem Ort saugen, wo er den Schmerzen empfindet: Wenn mit allen dem der Kranke stirbt,

Bosheit der Teufelsbanner.

Leibärzte, und ihre Methode.

§. 7.
Von der Gemüthsart der wilden Indianern.

Aus der barbarischen Art, mit der die Wilde zum Tort der Natur ihre Leiber verstalten, kann man leicht abnehmen, wie barbarisch ihre Gemüthsart, als lang sie im Heydenthum verharren, seyn müsse, welche ihren Vernunft also verfinstert, daß sie vielmehr Vieh, als Menschen zu seyn scheinen, und hat ihnen ein wohlerfahrner Missionarius gar nicht unrecht gethan, da er sie also beschrieben: Ein wilder Indianer, sagte er, ist ein Abenteuer, dessen Kopf voll der Unwissenheit, das Herz voll des Undankes, das Gemüth voll der Unbeständigkeit, dessen Händ, und Schultern der Trägheit, der Bauch der Füllerrey, und die Füsse der Furcht unterworfen. Aus diesem läßt sich schliessen, was bittern Schweiß und Arbeit den Missionarien es kosten müsse aus diesen so unartigen Stöck- und Blöcken erstlich vernünftige Menschen, alsdann auch gute Christen nach, und nach zuschnitzeln. Es dauret diese Arbeit nicht nur ein, und andern Tag, oder Monat, sondern auch mehrere Jahre, und ist dazu nothwendig eine eben so grosse Geduld, als Bescheidenheit, wenn einer nicht auf einmal verderben will, was er durch lange Zeit gut gemacht. Es darf

Beschreibung eines wilden Indianers.

der

der Missionarius einem wilden Indianer nur mit scheelen Augen ansehen, so kann er sich schon die Rechnung machen, daß selber sammt seiner Familie den Reißaus nehmen, und sich in Wald hinein flüchtig machen werde: Er muß auch im Reden sehr behutsam seyn, besonders wenn er der Sprach nicht recht kündig, sonst werden sie ihm die Wort im Maul umkehren, und Gelegenheit nehmen wider ihn ein gefährliche Meuterey anzuzötteln. Vor allen hat er sich in Obacht zu nehmen vor den gottlosen Teufelsbannern, derer viele unter den Wilden sich aufhalten, und von den Cabeliados, Quaneque, von andern Piazes, von Spanniern Bruchos, und auf Deutsch Hechsenmeister, genennt werden. Diese haben unläugbar mit dem bösen Feind, den sie ihren guten Freund nennen, eine Bekanntschaft, und heimlichen Umgang, der auch mit ihnen insgemein durch einen Papagay zu reden, und ihnen allerhand Ränke, und Schwänk, wider die Missionarien, und ihre Lehre vorzumachen pfleget: gegen diese Quaneque tragen die übrige grossen Respect, denn sie halten selbe zugleich für ihre Leibärzte, derer ganze Kunst, oder vielmehr Dummheit in dem bestehet, daß sie den Kranken stäts anblasen, und so er Hitzen leidet, ihn mit kalten Wasser übergiessen, oder stark an dem Ort saugen, wo er den Schmerzen empfindet: Wenn mit allen dem der Kranke stirbt,

Bosheit der Teufelsbanner.

Leibärzte, und ihre Methode.

 em=

Die Quaneque stifter alles Unheils. entschuldigen sie sich mit sagen: man habe sie zu spat berufen. Weit besser verstehen sie sich auf Uebel zu stiften, als diese zu vertreiben, und sind gemeiniglich die einzige Urheber alles Unheils, dessentwegen die Cabeliados sie nicht umsonst Quaneque, das ist Uebelthäter nennen, durch derer Anstiftung als der Teufelsfreunden oftmals geschehen, daß entweders eine ganze Gemeinde darvon geflohen, oder der Missionarius sammt den Seinigen das Leben hat eingebüßet.

Kürze halber will ich nur melden, was sich dießfalls in den letztern Zeiten bey den Cabeliados für Unglücke ereignet haben. Es waren dazumal in dem Bezirk des Flusses Napo vier Pueblos, wie sie die Spannier nennen, oder Gemeinde der Cabeliados, als die Gemeinde der heiligsten Dreyfaltigkeit, des heiligsten Namen Jesus, des heiligen Michael, und der seligsten Jungfrau Maria. In diesem letztern befand sich etwelche Jahre vor meiner Ankunft der Pater Guillielmus Grebmer zu Störzing in Tyrol gebürtig, der nachmals Vice-Provincial in Quito geworden, und im 82sten Jahr seines Alters, ein Jahr vor unserm Abzug gestorben ist. Dieser hatte das Pflanz-Ort St. Maria mit unbeschreiblicher Mühe und Arbeit von neuem aufgerichtet, und die neuerbaute Kirche mit allem nothwendigen Geräthe, wie auch mit einem geschnitzelten

P. Grebmer wird durch gähling Flucht der Indianer in missliche Umstände versetzet.

Bildniß der seligsten Mutter Gottes versehen. Es erzeigten sich auch die Neubekehrte ganz ruhig, und wohl zufrieden, also, daß er sich entschlossen, ganz allein, ohne einen Gespan, bey ihnen zu verbleiben: da er sich aber am mindesten versah, sind in einer Nacht alle Indianer sammt Weib und Kindern davon geflohen, ein einziger Knabe von 9. Jahren ausgenommen, welcher bey ihm im Haus geblieben. Er war dazumal gar schlecht mit Lebensmitteln versehen, und wurde noch darzu vom Fieber überfallen, welches ihn nach und nach also entkräftet, daß er sich nicht mehr aufrecht halten konnte, und sich gezwungen sah, auf allen Vieren um das Ort herum zu kriechen, damit er einen Platano, oder andere Frucht zum essen bekäme, mittlerweil der Knab mit der Angel, ein Fischlein zu fangen, ausgegangen. In solchem armseligen Stand hat er über ein halbes Jahr verharren müssen, bis endlich ein anderer Mißionarius ganz unverhofft zu ihm gekommen, welcher ihn also abgezehrter, mit Haar und Bart so überwachsen, angetroffen, daß er selben nicht mehr erkannte. Was eigentlich die Ursache einer so schnellen, und heimlichen Flucht der Indianern gewesen, hat man nicht erfahren, wohl aber mit beßtem Grund muthmassen können, es werde keine andere gewesen seyn, als daß die boshafte Quaneque, die solches schon öfters anderswo gethan,

den Uebrigen weißgemacht haben, als hätte sie der P. Grebmer den Portugesen einhändigen wollen, welche zur selbigen Zeit durch den Maragnon und andere Flüße ihre Streifereyen vorgenommen, um Leibeigne zu erhaschen. Vermuthlich aus eben dieser Ursache ist auch zu St. Michael wenige Jahre hernach der P. Real, ein Genueser, sogar meuchelmörderischer Weise umgebracht worden, da er nach dem Mittagessen in seiner Hamaca ausruhete: Es muß ihm auch dieser Todesfall vorgegangen seyn, weil er sich wenige Tage zuvor zu dem nächsten Mißionario begeben, mit Begehren, seine Beicht anzuhören, um sich zum Tode vorbereiten zu können, denn es käme ihm vor, als würde er bald sterben müssen. Dergleichen Böswichte, welche die Mißionarien nicht aus Haß des heiligen Glaubens, sondern pur aus barbarischen Uebermuth, oder auch aus Rachbegierde, daß man sie von Lasterthaten abgehalten, ums Leben brächte, Einhalt zu thun, haben die Obere der Mißionarien bey den Cabeliados ein und andere Blancos, oder Spannische Wächter beygesellet. Aber auch diese Fürsorge war Anfangs umsonst, denn es haben die erste Blancos, unter denen ein Catalonier als Tenient, oder Befehlhaber gewesen, selbst Anlaß gegeben, daß die Indianer, mit welchen selbe gar zu grob und unartig umgiengen, sich heimlich zusammen verschworen, ihren damaligen Mißionarium,

P. Real wird von einem Meuchelmörder umgebracht.

rium, den P. Emanuel Uriarte, einen Spanier, sammt seinen Blancos heimtückischer Weise aus dem Weg zu räumen, wie sie es auch ins Werk gesetzet. Eines Tags zur Abendszeit, da der P. Emanuel nebst dem Tenienten beym Nachtessen saß, kamen sechs der verwegensten Halswäge zu ihnen ins Haus, und begehrten, (wie es in der Mission gebräuchlich ist,) mit ganz sittsamen und freundlichen Gebärden um Erlaubniß, den nächsten Tag in den Wald zu gehen, damit sie sowohl das Missionari-Haus, als das Ihrige mit frischen Wildfleisch versehen könnten; kaum hatte der Pater sie angehöret, und seine Augen wiederum zum Tisch gewendet, zog der Indianer, der ihm zur Seiten stund, die verborgene Hacke vom Rucken hervor, und hieb den Pater mit solcher über den Kopf, daß er diesen unfehlbar würde zerspaltet haben, wenn sich nicht die Hacke mit dem Stricke, der über dem Kopf überzwerg hieng, verwickelt hätte, doch hat er dem Pater eine solche Wunde versetzt, daß er halbtodt hinsank, und den Tisch mit Blut anfüllte. Er schrieb nachmals sein Leben nach Gott der seligsten Jungfrau zu, dessen Schutz er sich täglich anbefohlen hat. Der Tenient, welcher zuvor sich gepralet, als würde er alle Wilde mit Haut und Haar fressen, wofern sie sich im mindesten rühren würden, hat sich vom gähen Schrecken also einnehmen lassen, daß er anstatt

P. Uriarte wird tödtlich verwundet, und zween Blancos todt geschlagen.

Zaghaftigkeit des Tenienten.

anstatt mit dem Säbel, den er bey Handen hatte, sich zu wehren, augenblicklich unter den Tisch geschloffen, und da ihm ein Indianer mit der Makana, oder hölzernen Schwert nur auf den Arm getroffen, hat er sich doch gestellt, als wäre er wirklich todt. Die andere drey Indianern haben abgeredtermassen die zween Blancos, welche in der Nebenkammer das Nachtmal einnahmen, zu gleicher Zeit überrumpelt, und sie auf der Stelle umgebracht. Zum tapfersten hat sich in der Küche die schwarze Köchin gehalten, welche den Indianer, der auf sie losgieng, mit einem brennenden Scheit glücklich in die Flucht gejagt. Nach vollendter barbarischen Heldenthat giengen die Meuchelmörder ohne Verweilung aus dem Haus unter allgemeinen Jauchzen und Frohlocken der Ihrigen. Gleich darauf haben sie sich alle zusammen mit Weib und Kindern in ihren Canoas auf die andere Seite des Flusses begeben, und sich noch selbe Nacht in Wald hinein flüchtig gemacht. Da wagte sich endlich der wackere Tenient unter dem Tisch hervorzukriechen, um sowohl seinen bleßirten Arm, als dem Kopf des P. Emanuels, der sich auch in etwas vom Schrecken erholte, zu Hülfe zu kommen. Ihr Glück war, daß sie den kostbaren Balsam Copauva bey Handen hatten, dessen Kraft eine jede Wunde, wenn sie nicht ganz tödtlich ist, innerhalb 24. Stunden vollkommen zu heilen pflegt, wie

Tapferkeit einer Mohrin.

Flucht der Indianer.

Copauva kostbarer Wunden-Balsam.

wie es auch beyde erfahren haben, doch trug der Tenient noch lange Zeit seinen curirten Arm in der Schlinge, glaublich der Welt zu zeigen, wie nahe er dem Feind unter die Augen getretten. Da sich nun kein einzige Indianische Seele mehr sehen ließ, fieng die tapfere Köchin sich zu beklagen an, daß sie schier nichts mehr zu kochen hätte: und es würde ihnen auch sehr hart ergangen seyn, wann nicht nach wenig Tägen der P. Bossa, der noch von der Sache nichts wußte, von Capocny zu ihnen gekommen wäre, und sie durch seine Indianer mit Lebensmitteln versehen hätte. Nachdem sie ein und andern Tag mit Berathschlagen zugebracht, was nun zu thun wäre, haben sie beschlossen auf eine Zeit das Pflanzort vom heiligsten Namen Jesus, wo sich dieses ereignet hat, zu verlassen, und diesen Zufall von Capocny aus nach Quito zu berichten.

Pater Joh. Archs wird von Quito geschickt den Pater Uriarte abzulösen.

Das folgende Jahr ist P. Joh. Archs, ein Spannier, von den Obern beordert worden, den P. Uriarte abzulösen, und das Pueblo del Nombre Jesus nach Möglichkeit wiederum herzustellen. Als neuer Tenient wurde ihm auch Don Augustin Pazminio beygesellet, ein wohlerfahrner Mann in selben Einöden, welcher den ganzen Maragnon durchgereiset, und vieler Indianischen Sprachen kündig war, dieser machte alsogleich Anstalt zu einer Entrada, und zog mit drey

Der neue Tenient Pazminio macht eine Entrada, oder Einfall in Wald hinein.

drey andern Blancos, und den Indianern von Capocny, welche den Schlupfwinkel der Flüchtigen verrathen, zu ihnen in Wald hinein. Nachdem sie fünf Tage auf dem Marsch zugebracht, und zur Abendszeit in die Nähe der Flüchtigen gekommen, befahl Pazminio, daß alle, die unter seinem Commando stunden, ohne mindestes Geräusch sich ruhig halten sollten. Bey anbrechendem Tag überraschten sie das Haus, in welchem der Curaca Maqueye, das Oberhaupt, und Rädelsführer der Rebellen mit Weib und Kindern sammt andern sich befand, und eben derjenige war, der dem P. Emanuel mit der Hacke den Hieb versetzet hat. Diesen dann vor allen handvest zu machen, fiel der Pazminio, während die Capocuyen das Haus umrangen, mit seinen drey Blancos plötzlich in selbes hinein, und ergriff den Maqueye eben da selber durch das nächste Loch hinausschliefen wollte: Er ließ ihn alsogleich an Händen und Füssen binden, hielt ihm in Gegenwart seiner Anhängern die verübte Missethat mit Nachdruck vor, und sagte zuletzt: Es werde sonst niemand andern was Leids wiederfahren, wofern sie gutwillig zu ihrem vorigen Pflanzort zurückkehren würden: im Weigerungsfall sollen sie auch seinen gerechten Zorn zu empfinden haben, ließ zugleich eine Flinte in die Luft loßbrennen, über welches die Wilden also erschracken, daß sie am ganzen Leib zit-

Der Curaca Maqueye wird gefangen.

terten,

terten, und sich nicht einmal zu rühren getrauten. Solcher Flintenschuß ist auch das beßte Mittel bey gähling en Auflauf der Wilden, durch dessen Knall sie so schnell abgetrieben werden, als wie die Spazen.

Die Indianer scheuen den Flintenschuß.

Nachdem Pazminio mit dem gefangenen Maqueye, und den übrigen Flüchtlingen glücklich aus dem Wald herausgekommen, wollte er mit demselben eine exemplarische Strafe vornehmen, wie er dießfalls von der weltlichen Regierung zu Quito Ordre bekommen; aber der P. Archs hat es abgebethen mit Vorgeben, es könnte solches für sich, und seinen Nachfolgern sehr üble Folgen nach sich ziehen, indem die Blancos nicht für beständig bey den Missionarien verbleiben, und die Wilde mit der Zeit sich an selben rächen könnten. Man ließ sich also mit dem begnügen, daß der Maqueye, der schon im Wald mit Streichen gezüchtiget worden, kniefällig um Verzeihung gebethen mit ernstlichem Versprechen dergleichen Misserhat ins künftige nicht mehr zu begehen, noch den Seinigen zu gestatten. Er hat auch sein Versprechen treulich gehalten, denn als er nach vollkommenem Unterricht in der heiligen Taufe, und den Namen Bonifacius empfangen, hat er sich möglichst beflissen dessen Bedeutniß genau zu erfüllen, und ist aus dem größten Uebelthäter der beste Wohlthäter der Missionarien geworden, wie ich es

P. Archs bittet dem Maqueye die Straf aus.

Bekehrung des Maqueye.

selbst,

selbst, da ich als Gespann des P. Archs dahin gekommen, erfahren hab. Er war allezeit der erste in der Kirche, er sah immerdar nach, ob uns nichts abgieng, und war zu allem bereit, was wir von ihm verlangten. Doch schien es, als hätte ihn Gott seiner vorgehabten Mordthat halben andern zur Warnung noch hier zeitlich strafen wollen: denn als er nach fünf Jahren eines Tags mit seinem kleinen Sohn über den Fluß gefahren, und jenseits ans Land gestiegen war, hat ein gähling er Wind das Schifflein vom Gestad losgemacht: Bonifacius sprang eilends ins Wasser selbem nachzuschwimmen, aber auf einmal gieng er unter, und hat man von ihm nichts mehr gesehen bis den andern Tag, da man seinen Leichnam etwa 300. Schritt weit bey einem Gesträuß gefunden. Der ganze Leib war unbeschädiget nur der rechte Arm, mit dem er vormals dem P. Uriarte die Hacke zum Kopf gehauen, war ihm vermuthlich von einem Cocodil wurz abgebissen.

Wie Gott den Maqueye noch hier zeitlich im Tod gestraft.

Aus diesem, was ich bishero gemeldet kann man zu Genügen ersehen, von was für wilder, und unbeständiger Gemüthsart die Cabeliados, und andere ihres Gleichens, als lang sie Heyden verbleiben, seyn müssen, welche auch in dem Wald nicht für beständig im alten Ort verharren, sondern bald da, bald dort hinziehen. Sie bauen auch

Die Indianer wohnen im Walde nicht bey:

im

in dem Wald ihre Häuser niemals beysa- men, sondern ziemlich zerstreut also, daß man oftmals von einem Hause zum andern einen halben Tag, und auch noch weiters zu gehen hat. Wenn jemand in einem Hau- se stirbt, scharren sie ihn kaum als er ver- schieden, in der Mitte desselben ein, zün- den es an, und ziehen anderswo hin. Eben dies thun sie auch, wenn nach drey, oder vier Jahren die Felder brachen. Dieses schon angewöhnte Herumfahren war auch die Haupturſach, daß man in einem Pflanzort bey dem Fluß Napo niemals mehrer, als etwa 300. oder höchst 400. Seelen hat zusammen gebracht, und bestund der jährli- che Frucht eines Seelsorgers meistentheils im Taufen der kleinen Kindern: Es kamen zwar vielmals sehr alte, und ausgemergel- te Leute mit andern aus dem Wald, welche noch in ihren letzten Tägen die heilige Taufe empfiengen, aus dem man klar erkennen kann, daß Gott auch unter diesen sonst äußerst verlaßnen Menschen die Seinige zu suchen wisse, und allen genugsame Hilfe, und Ge- legenheit gebe selig zu werden, wenn sie nur wollen seinem innerlichen Antrieb, und Er- leuchtungen Folge leisten, Kraft deren auch diese Wilde in ihrer Sterbstund die Augen gegen dem Himmel zu wenden, und zum Herrscher desselben zu seufzen pflegen, ob- wohl sie sonst kaum ein Zeichen geben, als hätten sie eine Erkenntniß von Gott, den

sammen, noch blei- ben sie be- ständig in einem Ort.

sie auch in ihrer Sprach nicht zu nennen wissen, und muß man bey ihnen von Gott zu reden, das spannische Wort Dios gebrauchen.

Pflanzörter beym Fluß Maragnon.

Weit besser war beschaffen unsre quitensische Mission bey dem Fluß Maragnon, wo über zwanzig christliche Pfanzörter von eben so vielen Nationen sich befanden, deren jede ihre besondere Sprach führte, als der Omaguas, Jurimaguas, Uravinas, Azagues, Heberos, Schayabites, Munisches, Paranapuras, Pinsches, Jameos, Pebas, und andre, deren Nämen mir nicht mehr beyfallen. Einige von diesen waren drey, bis vier tausend Seelen stark: die meiste wo nicht alle beyderley Geschlechts ehrbar bekleidet, und alle barbarische Misbräuche abgeschafft, alle diese stunden unter der Obsorg 20. Missionarien aus unsrer Gesellschaft, derer schier den halben Theil wir Deutsche ausmachten.

§. 8.

Von der Lebensart der Indianer im Heydenthum.

Man findet bey den wilden Indianern, welche in Wäldern, und Wüsteneyen leben, kein einzige Gattung einer Regierungsform, oder eines ordentlichen Ober-

haupts,

haupts, wie es die Zahme haben, und ihre Vorsteher Cassiques, oder Curacas nennen. Die Wilde pflegen nur ihre Anfrührer zu erwählen, wenn sie gegen einander in Harnisch kommen, oder wider fremde Feind sich zur Gegenwehr rüsten, welchen sie alsdann nachlaufen als wie ein Heerd Schaf ohne einzige Ordnung, und ohne weitern Gehorsam, als es ihnen beliebig. Sie wissen auch nicht die mindeste gründliche Kundschaft zu geben von ihren Vorfahren, denn was sie von selben vorgeben, sind lächerlich, und unvernünftige Märchen. Vielweniger wissen sie etwas von einem göttlichen, oder menschlichen Gesetz, und lassen sich vom Feind des menschlichen Geschlechts durch seine Unterhändler Quaneque, von denen oben gemeldet worden, schändlich bethören, zu welchen sie auch in zeitlichen Anliegenheiten ihre Zuflucht zu nehmen, und von ihm in verborgenen Schlufwinkeln Hilfe zu begehren pflegen, als in welchen sie ihre Götzenbilder aufbehalten um selbe vor den Augen der Missionarien zu vertuschen. Zwey derselben von häßlicher Gestalt aus Laim gemacht sind mir zu Händen gekommen, welche am Gestade des Flußes unter dem Sand gelegen, und vermuthlich vor Zeiten von einem Missionario, oder von Neubekehrten bey hohem Wasser sind hinein geworfen worden. Uebrigens ist der Wilden einziges Denken auf essen, trinken, schlafen, und sich von schädlichen

Die Wilde haben kein förmliches Oberhaupt.

Und leben ohne Gesetz.

Götzenbilder aus Laim.

lichen Dingen zu hüten. Sie verabscheuen die Schelmen, und Diebe, obwohl sie selbst eine große Neigung zum Zwacken haben aber nur in geringen Sachen, wenn sie einer wichtigern bedörfen, und zu leihen nichts bekommen, so nehmen sie selbe in Geheim, aber gebens nach dem Gebrauch wieder zurück. Man sollte schier glauben, es habe sich diesfalls wenigst die alte deutsche Redlichkeit zu ihnen hinein begeben, da man sie im Deutschlande, wo sie doch vor Zeiten so berühmt gewesen, schier nirgends mehr antreffen kann.

Die meiste Indianer begnügen sich mit einem Weib allein.

Die Poligamia oder Vielweiberey ist bey den wilden Indianern bey weitem nicht so stark im Schwunge, wie bey den Türken, und andern unglaubigen Völkern; die meiste derselben begnügen sich mit einem Weib allein, und wenn sie von einer feindlichen Nation einige gefangen bekommen, bedienen sie sich derselben als Beyschläferinnen. Bey ihren Vermählungen gebrauchen sie nach Unterschied der Nationen auch verschiedene Ceremonien. Kürze halber will ich nur die wundersamste anführen, welche die Nation der Mapuyes beobachtet. Wenn sich eine ihrer Töchter verehlichen will, muß sie sich gefallen lassen eine vierzigtägige strenge Fasten, und zwar eingesperter zu halten: Täglich bekömmt sie nichts auders zu essen als drey Datteln, und drey Unzen von Cazabe,

Wunderliche Vermählungsart der Mapuyes.

zabe, oder Jucas-Brod sammt einem Krug voll Wassers. Durch dieses Fasten wird ihr Leib also ausgemärgelt, daß er am Hochzeit-Tag vielmehr zum Sterben, als zum Heyrathen tauglich wäre. Als einst ein Missionarius ihren Cassique, oder Vorsteher fragte, was denn die Ursach eines strengen Fastens seyn sollte? gab er ihm zur Antwort: Es hätten ihre Vorfahrer beobachtet, daß alles dasjenige, was ein Weibsbild zu gewisser Zeit mit Füssen trat, fein sauber alles verdorrete, und daß dem Mannsbild, welcher unversehens in ihre Fußstapfen eintritt, alsogleich die Füsse aufschwöllten: Nachdem sie diesem Uebel abzuhelfen lang nach gedenkt, haben sie endlich das strenge Fasten für das beste Mittel gehalten den weiblichen Körper von solchem Gift zu reinigen, damit er dem Männlichen hinfüran nicht mehr so schädlich seyn könnte. Also bethöret der böse Feind diese armselige Mapuysche Dummköpfe, und machet sie einem irdischen Bräutigam zu gefallen bis zum Sterben Fasten. Was Schand ist es nicht für jene catholische Christen, welche sich weigern dem himmlischen Seelengespons zu Lieb die so mild gebothene vierzigtägige heilige Fasten zu halten um nicht den sterblichen Leib von einem eingebildeten, sondern die unsterbliche Seele vom wahren Sünden-Gift zu reinigen? Nachdem die Mapuysche Tröpfin ihr vierzigtägiges Fasten, bey dem sie die ganze Zeit kaum so viel ge-

Ursach des strengen Fastens der Braut.

 essen,

essen, als manche wohlhabige Christen zur heiligen Fastenzeit in einem Tag verzehren, glücklich überstanden hat, wird sie ihres Arrests losgemacht, und von alten Weibern aufs schönste angestrichen, und aufgepuzt, unterdessen auch alle Manns- und Weibspersonen zur Galla sich ausrüsten. Am Hochzeit-Tag in aller Früh kommen aus dem Wald Musikanten, und Tänzer heraus, diese springen, hüpfen, und pfeifen so lange um das Haus der Hochzeit-Leute herum, bis ihnen ein altes Weib eine Schüssel voll Speis hinaus trägt: Mit dieser laufen sie eines laufens dem Walde zu, wo derjenige, der sie trägt, selbe hinweg wirft, und aus vollem Rachen schreyt: Nimms hin Höllenhund, friß deinen Theil, und komme nicht unser Fest zu stören, dies ausgeredt laufen sie stracks wieder zurück. So bald sie ankommen, erscheinen alle übrige Mannspersonen in schönster wilden Galla den Bräutigam abzuholen, und ihn unter Jauchzen und Tanzen gleichsam im Triumph herum zu führen. Den Vortrapp machen die Musikanten, welchen die Tänzer junge, und alte nachhupfen, unter denen sich auch der Hochzeiter lustig herum tummelt, weil die Fasten seiner Braut ihn nicht hat abgemattet. Diese gehet mit kraftlosen, und langsamen Schritten hinten nach von zwey steinalten Weibern als lebendigen Figuren der Traurigkeit begleitet, welche ihr wechselweis fort, und fort in tiefe-

Hochzeit-Festin der Mapuyes.

Der Bräutigam macht sich lustig, und die Braut trauret dabey.

stem

stem Ton eines Vorjammern: o meine Tochter (heulte die einte der Braut zu Ohren) o meine Tochter! wenn du wüßtest, wie tyrannisch die Männer mit ihren Weibern umgehen, würdest du dir eher den Tod, als einen Mann erwählen! o meine Tochter! seufzet die andre mit tröpfelnder Nase, o wenn dir bekannt wäre, was die leidige Geburtsschmerzen sagen wollen, würdest du das Heyrathen wohl bleiben lassen ꝛc. Dergleichen Heulgeplerr muß die arme Braut mit Geduld, und Stillschweigen übertragen als lang der Umzug dauret, nach welchem sich alle miteinander in das Haus des Bräutigams verfügen ihre abgemattete Glieder mit dem Hochzeitmahl zu erquicken, bey welchem die Weiber auftragen, und sich mit den Ueberbleibseln befriedigen müssen.

Nützliche Erinnerung für Weibsbilder die blind hin heyrathen.

Die Untreue ihrer Weiber empfinden die wilde Indianer weit heftiger als die Zahme, und darf das Weib dem Mann im Wald schier niemals aus den Augen gehen: wenn sie über Land reisen, geht sie voraus, und er mit einer Lanze hinter ihr, um sich so wohl des Weibs, als das Weib von geilen Böcken zu versichern. Wenn uneracht aller Behutsamkeit das Weib mishandelt wird, kostet es gemeiniglich den Beleidiger das Leben: doch giebt es auch einige, welche sich mit dem begnügen, daß sie sich gegen dem Beleidiger nur beklagen, und alsdann so

oft dessen Weib sich bedienen, als oft der andre das ihrige misbrauchet hat. Eine, und andre Nation, wie ich gehöret, hat auch den abscheulichsten Misbrauch, daß sie ihre Weiber auf Monatsfrist einander leihen, nach welcher Zeit ein jede zu dem ihrigen gutwillig zurück kehret.

So streng sonst die Weiber der Wilden von ihren Ehemännern gehalten, und mit harter Arbeit gepresset werden, sind doch nicht alle ebenermassen zu bedauren; denn die Weiber der Cabeliados wissen sich auch ihren unartigen Männern fürchterlich und sich so gar von ihrer Grausamkeit durch das Amaisengift auf ewig los zu machen: Es ist dieses nach dem Gift Curare, von dem ich nachmals an seinem Ort weitläuftiger melden werde, eines der schädlichsten, als mit dem man einen ganz unvermerkt in die Ewigkeit schicken kann. Es sind die Amaisen, von denen es herkömmt von ganz besondrer Art, und weit größer, als die größte in Europa, deren Rücken mit gelben, und rothen Düpfeln gezeichnet: sie gehen auch zu Zeiten aufrecht, und legen die fordre Füsse über die Schultern. Derjenige, der ungefähr nur von einer gebissen wird, hat schon ein Fieber von 24. Stunden auszustehen, wird er von zwoen gebissen, dauret das Fieber länger, beissen ihn aber mehrere, so ist er in großer Lebensgefahr. Nun diese so gefährliche

Giftige Amaisen.

tiche Amaisen, deren nur wenige bey einem Haufen beysammen zu seyn pflegen, ohne Schaden zu bekommen, nehmen die Indianerinnen eine ausgedehnte Baumwoll, und fangen mit dieser eine nach der andern, schneidens alsdann auf dem Rand eines Häfels entzwey, und lassen den untern Theil hinein, den obern hinaus fallen, füllen hernach das Häfelein mit Wasser, und setzens zum Feuer: Nachdem das gesottene Wasser nach, und nach wieder kalt zu werden anfängt, bekömmt es auf der Höhe ein Häutlein, und dieses ist die Quintessenz des so schädlichen Amaisen-Gifts, welches sich nur in hohlen Zähnen der Tieger, Crocodilen, oder anderer wilden Thieren aufbehalten läßt, in andern Gefässen aber seine Kraft verlieret. Wenn nun eine Rachgierige sich von ihrem Mann, oder auch von einem andern, den sie nicht leiden mag, los machen will, so streichet sie heimlich etwas weniges Amaisengift zwischen den Nagel ihres eigenen Daumens, und wartet der Zeit ab, bis man von ihr das gewöhnliche Trank anverlangt: Bey währendem Darreichen läßt sie ganz unvermerkt den giftigen Daumen, mit dem sie das Geschirr am Ranft haltet, ins Trank hinein sinken, und giebt es mit ganz freundlichen Gebärden von der Hand. Dieses wenige Gift erklecket schon, daß derjenige, der es getrunken, innerhalb wenig Tägen am ganzen Leib also auszehre,

Wie das Amaisengift präparirt wird.

Tödtliche Wirkung des Amaisengifts.

re, daß nichts als Haut, und Bein an ihm bleibt, und er ohne einziges Rettungsmittel sterben muß. Sonderbar ists, wie ich es selbst ein und andersmal beobachtet habe, daß bey solchen Sterbenden ihre Augen beständig frisch, und lebhaft verbleiben bis auf den letzten Abdruck. Was Glück ists nicht für ungeschlachten versoffene Ehemänner unsers Deutschlandes, daß ihre babarisch tractirte Weiber kein solches Amaisengift bey Handen haben? wie viele derselben würde man sonst mit lebhaften Augen sterben sehen?

Kinderzucht der Wilden.

Bey solcher unartigen Lebensart der Wilden ist leicht zu erachten, wie schlecht ihre Kinderzucht beschaffen seyn müße, da sie selbst von ihren Aeltern kein einzige gehabt. So lang ihre Kinder noch klein, und unmündig sind, tragen sie zu ihnen eine unmäßige, und närrische Affenlieb, so bald aber das Kind erwachsen, sehen es die Aeltern an, als wenn sie es niemals gekennt hätten; sie getrauen sich nicht mehr selbem etwas zu schaffen, oder mit Ernst zu untersagen, noch viel weniger sie abzustrafen. Es gab einsmals ein ungezogener Sohn eine derbe Ohrfeige seinem eigenen Vater, und gieng ganz zornmüthig davon: Ein Spanier, der es beobachtete, spornte den Vater an, er sollte den meisterlosen Buben beym Schopf nehmen, und ihn gebührender Weis abstrafen,

Ein wilder Sohn schlägt seinen eigenen Vater.

sen, aber der Indianer that dergleichen, als gieng es ihn nichts an, und sagte endlich: Meynst du wohl Spanniol, es seyen unsre Söhne also beschaffen, als wie die Eurige? du irrest dich weit, denn wenn ich den schlimmen Buben itzt schlag, und abstrafe, wird er mich mit der Zeit so gar ums Leben bringen. Aus diesem läßt sich schließen, wie sehr auch den wilden, Indianern die rohen Sitten ihrer Kinder mißfallen müssen: Es giebt auch nach dem Wort Gottes, und christlichen Unterricht kein besseres Mittel selbe zu einem gemeinschaftlichen Leben zubringen, als wenn sie sehen, was gute Zucht die Missionen unter den Kindern in den Pflanzörtern einführen. Sie verwissen sich kaum vor Erstaunung, wenn sie sehen, daß ihre Kinder, von der Kinderlehr nacher Haus kommen, sich gegen ihnen ganz ehrenbietig erzeigen, ihnen die Hände küssen, zu allem, was sie schaffen, ganz willig, und bereit seyn. Es kann auch ein Missionarius den Aeltern kein grössers Vergnügen verschaffen, als wenn er ihr unmündiges Kind auf seine Arme nimmt, ihm schön thut, und etwa ein Kreuzel, oder Ablaßpfenning um den Hals hängt. Die abgerichtete Kinder dienen auch sehr vieles dem Missionario in seinen geistlichen Verrichtungen, sie ermahnen ihre Aeltern, wenn es Zeit ist zur christlichen Lehr, sie erklären den Alten, was sie etwa nicht recht verstanden, sie geben Nach-

Nutzbarkeit der Kinderzucht in Pflanzörtern.

Die Kinder helfen vieles den Missionarien in geistlichen Verrichtungen.

richt,

richt, wenn eins erkranket, oder ein Kind gebohren wird, um, den heiligen Tauf nicht zu versäumen: Durch die Kinder endlich kann der Missionarius bey Zeiten erfahren, wenn irgendwo ein Zank, oder Zwist entstehet dem Uebel bey Zeiten abzuhelfen, und sein Pflanzort gehörigermassen einzurichten.

§. 9.

Von der Lebensart der Indianer im Christenthum.

Aus dem, was bisher gemeldet worden, läßt sich leicht abnehmen, wie unumgänglich es nothwendig wär um diese wilde Indianer von ihrer mehr viehisch- als menschlichen Lebensart zu einer vernünftig- und Christlichen zu verleiten, daß unter ihnen ein Regierungsform, und Obrigkeit aufgerichtet würde. Es hatte zwar diesfalls der spannische Hof einige Vorsehung gethan, und angeordnet, daß bey den Missionen benanntlich in Paraquay, Mexico, Chile, Californien, und andern Gubernatores oder Befehlshaber mit etwelchen Soldaten gesetzet würden, um die Wilden im Zaume zu halten, und die Pflanzörter der Neubekehrten Staat und regelmäßig einzurichten. Es hat sich auch zu Zeiten in unsrer quitensischen Mission ein, und anderer Gubernator sehen lassen aber auf eine kurze Zeit, weil

Regierungsform in Pflanzörtern.

sich

sich ihre Natur mit dem gar zu heißen Luft, und ihr Magen mit dem Affenfleisch nicht lang vertragen konnten; Sie durchstreichen also in aller Eilfertigkeit die Mission ohne sich länger in einem Pflanzort aufzuhalten, als nur ein, und andern Tag. In der Zeit von zehn Jahren, als lang ich in der Mission gestanden, habe ich nur einen einzigen gesehen, der vielmehr gekommen war mit den Indianern Gewerb zu treiben, als seine Amtspflichten auszuüben: wie es gemeiniglich in America von solchen zu geschehen pflegt, welche zu Madrit ihre Amtsbedienungen entweders ums Geld erkaufen, oder als verdorbene Fidalgos selbe umsonst erhalten um ihre Armuth steuern zu können: zu diesem verstund sich unser belobter Gubernator unvergleichlich wohl, denn als er nach kurzem Aufenthalt in der Mission seine Rückreise nacher Quito genommen, und ihn sammt seinem ungeheuren Gepäcke über fünfzig Indianern in zween grossen Barcos den Fluß aufwärts befördert hatten, hat er von seinem treulich gemachten Versprechen, daß er einem jeden Indianer zum Recompens eine Hacke geben werde, kein Wort mehr hören wollen mit Vermelden: er wäre ihnen als ihr Gubernator nichts schuldig zu geben, sie möchten hiemit gutwillig zurück gehen, wo sie her gekommen, oder seinetwegen bleiben, wo sie wollten. Es mußten also die gute Indianer für ihre langwierige Roßarbeit mit

Die spanische Gubernatores wie sie insgemein beschaffen.

Die Missionarien werden unschuldiger Weise des Gewerbs beschuldiget.

mit leeren Worten sich abspeisen lassen. Die
ser, und andere seines gleichens um ihr un
gerechtes Betragen bey der königlichen Re
gierung zu entschuldigen, beschuldigten vielmeh
uns Missionarien als trieben wir allerhan
Gewerbe zum Nachtheil des königlichen Ae
rarii, und Schaden der Indianern: zun
S ..ngrund der Verleumdung diente ihnen
daß einige Missionarien theils ihre arme, un
schlechte Gottshäuser in etwas zu zieren, theil
auch ihre nackende Pfarrkinder zu bedecke
sich beworben haben einige Erdproduct al
Cacao, Sarsa, Wachs, und dergleiche
zu benutzen, und also nicht ihren, sonder
nur der Indianer sowohl geist- als leibliche
Nutzen zu suchen, aber alles wurde verkeh
ausgelegt, und aus Mucken Elephanten ge
macht.

Es geschah diesfalls mit uns Jesuite
in America, was vor und nachmals in Eu
ropa geschehen, daß uns aus Misgunst
Haß, Neid, und Rachbegier alles für üb
ausgedeutet, und was unstreitig gut, un
löblich war, mit Satyr, und spöttisch
Schreibart als bös, und tadelhaft ang
schwärzet wurde: aber nur Geduld, es wi
doch zu seiner Zeit die Wahrheit über d
gewissenlose Mund- und Federlügen den Si
erhalten, wie es schon zur Schand ihres p
belhaften Dichters die vernunftlose Fab
von

von dem Paraquayschen König Nicolas erfahren hat, da dieser unter den übrigen Jesuiten-Brüdern in unserm Deutschland erschienen ist, welcher unfehlbar die Mühe wurde ersparet haben seinen Kopf so weit heraus zu tragen, wenn er sich dort zum rebellischen König aufgeworfen hätte. Eben so falsch, und lugenhaft war die Beschuldigung als hatten sich unsre Missionarien irgendwo einer Oberherrschaft, oder Unabhängigkeit von der weltlichen Regierung angemaßet, da sie doch nichts anders gethan, als daß sie in einigen Pflanzörtern der Neubekehrten, wo die spannische Regierung keinen Vorsteher gesetzet, von höchster Noth gezwungen waren dessen Abgang einigermassen zu ersetzen, und unter den Neubekehrten eine Gattung von Obrigkeit, aufzurichten, ohne welche keine Gemeinschaft weder von Zahmen, noch vielweniger von wilden Menschen bestehen kann. Dies geschah denn auch in unsrer quitensischen Mission aber allezeit mit Vorbehalt, daß der spannische Befehlshaber, so oft einer dahin gekommen, alles nach seinem Gutgedünken entweders bestättigen, oder verändern konnte. Was Eingriff, oder Abtrag geschah denn hierdurch den königlichen Rechten? Vielleicht dieser, daß die Missionarien der königlichen Krone so viele tausend neue Unterthanen zugebracht, und alte in beständiger Treue erhalten haben? Wie stehts aber itzt auf diesen Tage mit dieser Treu? Antwort

Fabelhaften König Nicolas in Paraquay.

Was Nutzen die Missionarien dem spannischen König schafften.

wort schlecht genug, wenn die Nachrichten von wiederholten Empörungen die Wahrheit reden, besonders wenn der neuerwählte Indianische König Casimir in Quito schon neue Gesetze gemacht, und Geld hat prägen lassen, wie ich es erst vor kurzer Zeit in einem offentlichen Zeitungsblatt gelesen habe. Umsonst schmeichelt sich Spannien, seine so weitschichtige Besitzungen in America pur mit Waffen und Gewalt zu erhalten, wie man es aus der Empörung in Quito und Bogronio, von der ich Anfangs gemeldet, ersehen kann. Durch Milde und Gutthätigkeit haben die Mißionarien auch die wildeste Nationen zurecht gebracht, und dem katholischen König ganze Colonien, und zahlreiche Pflanzörter der neubekehrten Christen hergestellet. Und was unsägliche Beschwerniß, Mühe und Arbeit hat es ihnen nicht gekostet? besonders in dem viele hundert Meilen sich erstreckenden Maragnonischen Bezirk, allwo über hundert Nationen der wilden Indianern in ihren Wäldern und Wüsteneyen ganz zerstreut aus einander wohnen, ohne irgends eine Stadt, Markt, oder Dorf anzutreffen? Wozu auch der Zugang über die Massen beschwerlich, und alles mit Bäum, Gesträuß, und Dornhecken, die von Schlangen und Ungeziefer strotzen, angefüllet ist. Nebstdem ist auch das Erdreich an sich selbst so feucht und sumpfigt, daß man in manchen Gegenden kaum 200. Schritte

Beschwernisse, die Wilde im Wald aufzusuchen.

auf

auf trocknem Boden gehen kann, und bald hier, bald dort durch eine Pfütze, oder Mooß oft bis an halben Leib im Wasser durchwaden muß. Alles dessen, und aller Lebensgefahren ungeachtet, haben sich die Mißionarien gewagt, durch solche schier ungangbare Wege die Wilden aufzusuchen, um sie zum heiligen Glauben und gemeinschaftlichen Leben zu bereden, funden aber zugleich für unthunlich, in dem innern Wald, von Hauptflüssen entfernet, Pflanzörter aufzurichten, wo sie wenige an der Zahl, die höchst nothwendige Hilfsleistung gegen einander, wie auch die Gelegenheit, ihre jährliche Bedürftigkeiten zu empfangen, nicht haben konnten. Diesem, und mehr andern Ungemachen abzuhelfen, suchten sie die Indianer aus ihren Schlupfwinkeln herauszubringen, und mit ihnen nahe am Gestad der Hauptflüsse Wohnörter aufzurichten. Es haben sich auch die Indianer dießfalls nicht viel geweigert, indem sie gar bald die große Bequemlichkeiten des gemeinsamen Lebens, wie auch die ihnen noch unbekannte Gelegenheit eingesehen, ihre Nahrung auch zu Wasser zu suchen, welche in ihren Einöden zu haben nicht möglich war. Zu förmlicher Einrichtung solcher neuen Pflanzörter wurde die Regierungsform der Indianischen Dörfschaften der Altglaubigen eingeführet, und die Geschicktere zu verschiedenen Amtsverrichtungen angestellet. Den Ansehnlichsten unter ihnen

Ursachen, die Pflanzörter nahe an Hauptflüssen aufzurichten.

Einrichtung der Obrigkeit in Pflanzörtern.

machte man zum Cassique, oder wie man selben in Quito nennet, Curaca, welcher als Oberhaupt allen andern zu gebiethen hatte. Nach diesem wurden eben so viel Capitanes erwählet, als verschiedene Partheyen beysammen waren, denen oblag, die Ihrige in Ruhe zu erhalten, und für ihre Bedürfnissen zu sorgen, wie auch den Flüchtigen nachzusetzen. Nebst diesen wurden 3. oder 4. Alferes als Vorsteher bey allgemeinen Arbeiten, als Kirch- Haus- oder Feldbau, bestellet; Es wurden auch eben so viele Fiscales, oder wie man selbe hier nennet, Fidenten ausersehen, welche zum Gottesdienst das Zeichen geben, die Nachläßige berufen, und die Strafmäßige mit anbefohlner Strafe belegen mußten. Einem jedwedern gab man einen Stab zu tragen, dergleichen in Spannien nur obrigkeitlichen Personen zu tragen erlaubt war. Der Curaca, und die Capitanes wurden auch mit schönern und größern Bändern und Ablaßpfenningen, die übrigen aber mit schlechtern, behängt. Oft mußte ich heimlich lachen, als ich diese baarfüßige Herrlichkeiten durch die Ehrenzeichen begeistert, mit gesetzten Schritten daher steigen sah, als wären sie die vornehmsten Minister am Spannischen Hofe. Sie kamen täglich in der Frühe bey dem Mißionario zusammen, um sich von gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu berathschlagen, was für gemeinnützliche Geschäffte vorzunehmen, und

Ehrenzeichen der indianischen Befehlshabern.

Rathsversammlung.

wie

wie selbige unter den Ihrigen auszutheilen? Wie Unruhen oder Raufhändel zu schlichten? Ob, und mit was Straf diese oder jene Missethat zu züchtigen? Dieses letztere war allezeit zum Auflösen der verwickelste Knoten. Denn alles strafen, und gar nichts strafen, war eines schädlicher, als das andre. Mit Leuten, welche vormals in den Wäldern vom Strafen nichts gewußt, und auch die abscheulichsten Lasterthaten, als Schand- und Mordthaten so viel geachtet haben, als hätten sie von philosophischen Freygeistern itziger Zeiten nebst dem Göttlichen, auch das Naturrecht zu miskennen erlernet, mußte man freylich glimpfiger umgehen, und vieles nachsehen, aber auch nicht alles ungestraft hingehen lassen, wenn man anderst das Selbstrachsuchen verhindern, und andere vor Schaden und Verführungen hüten wollte. Die größte Beschwerniß machte dießfalls die erwachsene Jugend, als welche in einem Pflanzort, wo mehrere beysammen wohnen, weit mehrern Gefahren und böser Gelegenheiten ausgesetzt war, als im zerstreuten Waldleben. Dieses Uebel in etwas vorzubeugen, haben die Mißionarien beym Maragnon einige Schutzhäuser aufgerichtet, in welchen junge Mädchen unter Obsorge ein- oder andrer Wittwe auferzogen, und im Spinnen, Nähen und Stricken unterrichtet wurden; zu diesen wurden auch zur Nachtzeit die ledige Weibspersonen, wie

Schützhäuser für die Jugend.

auch junge Eheweiber in Abwesenheit ihrer Männer eingesperret, um sie von allen Nachstellungen der körperlichen Fleischteufeln sicher zu stellen. Auch die wildesten Indianer erkannten, wie billig und nothwendig es sey, daß man dergleichen jugendliche Ausschweifungen bezähmen müsse, als welche auch ohne der schweren Beleidigung des Höchsten zu gedenken, dem gemeinschaftlichen Leben überaus nachtheilig und verhinderlich fallen, ja eine der Hauptursachen gewesen sind, daß sie vorhin in dem Wald nicht beysammen, sondern zerstreuet gelebt, und nachmals von einem Pflanzort in den andern mit Weib und Kindern sich flüchtig gemacht, um das Weib oder Tochter der Verführung zu entziehen.

Weis und Manier zu strafen.

Sie sahen also zugleich ein, daß man die meisterlosen Pursche, die sonst nicht zu bändigen waren, zur Strafe ziehen, und die offentliche Verbrechen auch öffentlich züchtigen müßte. Zu diesem zeigten sich die aufgestellte Officialen insgemein ganz bereitwillig, um auch ihre Auctorität sehen zu lassen, und führten jeden Delinquenten, bevor der Gottesdienst, oder Christenlehre anfieng, zur Kirchenthür, wo ihm der Mißionarius begreiflich machte, daß er eine Straf verdienet, nachdem er seine gute Ermahnungen fruchtlos gemacht, zugleich auch ihm zu verstehen gab, daß er nicht aus Zorn, oder Ab-

nei-

neigung, sondern vielmehr aus Liebe durch eine väterliche Strafe von ihm eine Besserung zu erpressen verlange, befahl alsdann ihn geschlachter zu machen, daß er niederknien, und etwelche Disciplin-Streiche von dem Fiscal aushalten sollte. Nach vollbrachter Straf both ihm der Mißionarius seine Hand zu küssen dar, um sich gegen dem Geküßten freundlich zu erzeigen, und vor die gutgemeynte Bestrafung danken zu lassen. Solche Bestrafung ist auch niemals ohne Nutzen abgeloffen, denn wenn schon der Gestrafte sich nicht gebessert, haben doch andre sich daran gespiegelt, und sich von Missethaten abschrecken lassen. Wollte Gott, man thäte in deutschen Ländern, wo leider die alte Kirchen-Strafen in Abgang gekommen, doch noch so milde, aber öffentliche Strafen vornehmen. Man würde gewiß die große Anzahl der Hurer und Ehebrecher um ein gutes vermindern, und nicht mit so vielen Aergernissen und liederlichen Gesind der unehelichen Kinder (denn der Apfel fällt selten weit vom Stammen) den Staat belästigen.

Was aber auch bey den r..den Indianern die gute Zucht, und anständigen Lebenswandel zum mehresten beförderte, war das Wort Gottes, und die Erklärung der ewigen Wahrheiten, dessen recht wundersame, und übernatürliche Kraft sich bey diesen Leu-

ten gleichsam mit Händen greifen ließ, als bey derer überaus mangelhaften Sprachen auch von vielen natürlichen Sachen kein Wort zu finden, vielweniger von übernatürlichen, die man ihnen nur durch Gleichniß in etwas zu verstehen geben mußte: zum Beyspiel, sie haben kein Wort zu sagen Gott, Dreyfaltigkeit, Tugend, Glaub, Hoffnung, Lieb, Reu und Leid ꝛc. Sie können auch schier in keiner ihrer Sprach mehrer als fünf Zahlen nennen. Meine Cabeliados zählten also: 1. *Tey*. 2. *Cayapa*. 3. *Toasumba*. 4. *cachesca*. 5. *teybente*, das ist eine Hand. Denn wenn sie eine Zahl andeuten wollen, hoben sie allezeit eine Hand empor, und deuten mit der andern auf so viele Finger, wenn die Zahl grösser ist als zehn, setzen sie sich auf den Boden nieder, strecken die Füsse in die Höhe, und zeigen die übrige Zahl an den Zehen, ist aber die Zahl mehr, als zwanzig, sagen sie alsogleich *aysumba*, gar viel, ohne Zahl. Man mußte also auch im Beichtstuhl mit fragen, um die Zahl der Sünden zu wissen, behutsam seyn, damit nicht etwa ein Scrupulant zum Beichtstuhl hinaus gehen, sich zu Boden setzen, und Hände und Füsse in die Höhe strecken möchte. Es giebt auch bey ihren Sprachen viele Wörter, die ganz verschiedene Dinge anzeigen, und nur durch die Zusammenfügung der Wörter erkennet werden. Z. E. *Huati* heißt bey den Cabeliados

Die Sprachen der Wilden sind sehr mangelhaft an Wörtern.

Die Cabeliados können nur fünfe zählen.

Kurze Erklärung der Cabeliados Sprache.

liados der Teufel, und das Messer. Wenn also der Indianer sagt: *Huati insiche*, so will er sagen: gieb mir ein Messer, sagt er aber *Huati raye*, so will er sagen: Der Teufel kömmt. Also auch Buec heißt ein Haus, und vierfüßiges Thier. Enche ein Ehemann, und ein Spinnengeweb ꝛc. Zugleich muß man bey dergleichen Wörtern von der Nase reden, sonst wird es der Indianer nicht verstehen. Es haben auch bey ihnen weder die Haupt- noch Zeitwörter eine Veränderung in ihrem Ausgang, nur werden ihnen folgende Geschlechts-Wörter vorgesetzt: *ye* ich, *mue* du, *impi* der, *may* wir, *mesa* ihr, *imbue* sie. Also sagt man: *ye Hake*, mein Vater, *mue Hake*, dein Vater, *impi Hake*, sein Vater, *may Hake*, unser Vater ꝛc. *ye Hake*, meine Mutter, *ye mamaque*, mein Sohn, *ye mamaco*, meine Tochter, *mue aie*, dein Bruder, *mue aio*, deine Schwester, *impi roique*, sein Freund, *impi roico*, seine Freundin. Die vielfache Zahl wird angezeigt durch nachgesetztes Beywort *Huati*, als *Pain*, ein Mann, *Pain huati* alle Männer, *Romio*, ein Weib, *Romio* huati, alle Weiber, *Sinn*, ein Kind, *Sinn huati*, alle Kinder. Eben diese Geschlechtswörter werden auch den Zeitwörtern vorgesetzet, und wird nur ihr Ausgang in der gegenwärtigen, vergangenen und künftigen Zeit geändert. Z. E. *ye caye*, *mue caye*, *impi ca-*

ye: ich rede, du redest, er redet, *may caye*, *musa caye*, *imbue caye*, wir, ihr, sie reden. *Ye cahue*, ich habe geredet, *ye casi*, ich werde reden ꝛc. Sie haben auch viele Composita, oder zusammen geschmolzene Wörter. Z. E. raye heißt kommen. Saye heißt gehen, rasaye will sagen: ich gehe um wiederum zu kommen.

Tagordnung der Mißionarien.

Dergleichen mangelhafte Sprachen verursachten freylich den Mißionarien vieles Kopf- und Schlafbrechen, und wenn einer auch der Sprache schon kündig war, mußte er doch immerdar studieren, um in selber den blöden Indianer-Köpfen die Glaubens-Sachen begreiflich zu machen. Er hatte also nebst andern nothwendigen Verrichtungen kein einzige Zeit zu verlieren. Gleich bey anbrechendem Tage, welches dort, wo das ganze Jahr hindurch 12. Stund der Tag, und 12. Stund die Nacht dauret, um 6. Uhr geschah, wurde die Christenlehre gehalten, zu welcher die Kinder täglich, die erwachsene Leute aber wochentlich dreymal, als Soñtag, Mittwoch, und Freytag erschienen. Anfangs mußten sie dem Mißionario nachsprechen den Glauben, das heilige Vater unser, den Englischen Gruß, die 10. Gebothe Gottes, die 7. heilige Sacramente, und Gebothe der Kirche. Darnach folgten die Hauptfragen von dem heiligen Glauben, die alle mit lauter Stimme beantworteten, zuletzt

wurden

wurden bald diese, bald jene befragt, sodann die heilige Messe gelesen. An Sonn- und Feyertägen fieng der Gottesdienst etwas späters an, und wurde auch eine Sittenpredigt gehalten. Sobald der Mißionari von der Kirche nach Haus kam, veranstaltete er mit den Vorstehern die gemeinschaftliche Verrichtungen, und gab denjenigen Bescheid, die etwas verlangten, nachmals begab er sich zu den Kranken, und mußte öfters hin und her gehen, um ihnen einige Hausmittel beyzubringen. Es blieb ihm also kaum Zeit übrig zum Brevierbethen. Nachmittag gab es eben so viel zu thun ab, theils mit besonderm Unterricht der Erwachsenen, welche die heilige Taufe verlangten, oder das erstemal zur heiligen Beicht und Communion gehen wollten, theils mit Kindertaufen, Kinderlehr halten, Kranke versehen, oder Verstorbene zur Erde bestättigen. Alle Samstag wurde in der Kirche vor dem Ave Maria läuten der heilige Rosenkranz gebethet, und nach selbem die Lauretanische Litaney sammt dem Salve Regina von allen gesungen. In der heiligen Charwoche wurden die Kirchengebräuche so viel möglich, beobachtet, und die Geheimnissen des bittern Leidens und Sterbens des göttlichen Erlösers vorgetragen. Am Charfreytag wurde auch Abends eine Proceßion angestellet, bey welcher die Mannspersonen Kreuzblöcke zogen, die Weibsbilder aber die Bildniß des Gekreuzigten mit Bethen begleiteten. Charfreytags-Proceßion.

teten. Am heiligen Fronleichnamstag wurde die Kirche mit allerhand Früchten, und wilden Gewächs von den schönsten Farben, dergleichen in Europa nicht zu sehen, ausgezieret, wie auch der ganze Platz ringsherum mit Bögen von Palmzweigen umgeben, durch welche das höchste Gut getragen wurde, und weil es bey den Spanniern gebräuchlich ist, daß sich vor dem höchsten Gut schön aufgeputzte Tänzer, nach dem Beyspiel des Königs David, der vor der Arche getanzet, einfinden, so hat man diesen Brauch auch in America eingeführet. In den Städten erscheinen solche Tänzer, besonders der König David mit vielem Geschmuck, und prächtigen Aufzug. In der Mißion, wo man von Gold, Silber und Edelgesteinen nichts weißt, waren dergleichen Kostbarkeiten nicht nothwendig. Ein hölzerner Scepter und Krone von Pappendeckel mit gefärbten Papier und Rauschgold überzogen nebst schönen Bändern thaten die nämliche Wirkung, und tanzte der Indianische König David mit solcher Majestät unter den acht Tänzern herum, als wäre er wirklich ein Thronfolger des Davids. Zu frischerer Munterkeit umhieng ich ihre Füsse mit allerhand Roll- und Schetterwerk, dieses gefiel ihnen so wohl, daß sie hernach den ganzen Tag vor den Häusern herum hupften, und dabey schier das Essen vergaßen. Was wurde erst geschehen seyn, wenn sie deutsche Musicanten darzu gehabt hätten.

Fronleich- nams Umgang.

Provisions-Tänzer.

Es

Es sind die Indianer insgesammt überaus große Liebhaber der Musik, und kann man in Städten und Dörfern der zahmen Indianern schier täglich eine Kirchen-Musik hören, da zween, oder drey Geiger, und eben so viele Harpfenschläger unten in der Kirche auf einer Bank sitzen, und allerley lustige Stückchen mit solchem Geräusche herunter raspeln, daß man dabey das Gehör verlieren möchte. Sie besitzen auch die Kunst, eben so gute Geigen und Harpfen zu machen, als in Europa zu finden, denn zu mechanischen Sachen sind die Americaner weit behender, als die Europäer, man darf ihnen nur eine kleine Anleitung geben, und ein Muster vorlegen, so werden sie es vollkommen nachmachen. Also hat ein Indianer in Quito ein römisches Kunst-Gemälde so künstlich gemacht, daß man die Copey vom Original kaum unterscheiden können. Sogar auch die wilde Indianer besitzen eine Gattung der Musik, welche ihnen die Natur gelehret. Nur zu reden von meinen Cabeliados, diese machen sich nebst andern ein kleines Blas-Instrument von Moosröhrchen, deren sie zwölf, eines länger, als das andere gleich einer Orgel fest an einander binden. Wenn nun ein Freudenfest einfällt, rottiret sich eine ganze Bande junger Pursche um den Platz und Häusern herum, jeder hält mit der Hand obiges Instrument am Mund, und mit der andern schlägt er auf

Die Indianer sind Liebhaber der Musik.

Sind auch Geigen- und Harpfenmacher.

Music der Wilden.

die kleine Trommel, die ihm an der Brust hängt. Mit diesen marschieren sie gliedweis, trommeln und pfeifen so harmonisch zusammen, daß man es in Europa für den artigsten Zapfenstreich halten würde.

§. 10.

Von der Wohnung, Speis und Trank der wilden Indianern.

Billigst muß man den unendlich vorsichtigen Schöpfer der Natur loben, und bewundern, welcher seinen Geschöpfen überall das Nothwendige zu ihrem Unterhalt verschaffet hat, und zwar nach Art der zerschiedenen Erdkreise, in welche er selbe zu pflanzen beliebet. Da nun die wilden Indianer den Hitzigsten aus allen zu bewohnen haben, würden ihnen Häuser von Kalk und Stein vielmehr beschwerlich, als bequem fallen; ja sie würden in solchen bey Tagszeit vor unmäßiger Hitze verschmachten, und nicht verbleiben können. Es hat ihnen also Gott solche Mittel, und Baugeräthe an Handen gegeben, mit denen sie ohne Stein und Kalk, ohne Brett und Nagel für ihre Lage schickliche Häuser aufführen können, um sich vor Wind, Regen, und wilden Thieren zu schützen. Der ganze nothwendige Werkzeug bestehet pur in einer Hacke, womit sie die Bäume umhauen, und die gehörige Träm

Hausgebäu ohne Stein, Brett und Nägel.

und

und Pfeiler zum Haus-Gebäu aus selben verfertigen.: sie haben aber die große Gutthat der eisernen Hacken den Mißionarien zu danken, indem sie vor derer Ankunft nur armselige Hackfiguren aus Steinen zu erzwingen genöthiget waren, mit denen sie nur geringe Bäume, oder vielmehr Stengel, und dieß in Zeit von vielen Tagen umhauen konnten. Nebstdem kostete ihnen solche Steinhacke zu gestalten eben so viel, und langwierige Mühe, als das Hausbauen selbst, indem sie einen Stein an dem andern so lang, und stark fegen und wetzen mußten, bis er endlich zu etwas wurde, das einer Hacke gleich sehen sollte. Es konnten auch die Mißionarien mit nichts anders die Wilde aus ihren Schlupfwinkeln leichter heraus locken, als wenn sie ihnen eine Hacke von Eisen zu sehen gaben, mit der man in Zeit von wenig Stunden den größten Baum umzuhauen vermochte, den das Picken mit der Steinhacke in vielen Jahren nicht zu Boden bringen würde: zugleich machten sie ihnen das Versprechen, solche Eisenhacke zukommen zu lassen, wenn sie sich in einem Pflanz-Ort zu wohnen bequemten, wie es auch viele zu meiner Zeit gethan, und mir ihre Steinhacken eingeliefert haben. Es waren selbe von grünen Stein kaum eine halbe Spanne lang, und kaum über drey Finger breit, daran der Stiel mit starken Faden, Harz und Pech festgemacht war. Mit solchem

Steinhacke der Wilden.

Figur der Steinhacken.

Schat-

Schatten einer Hacke kann man sich leicht einbilden, wie lang es hergieng, und was große Mühe es koste, auch nur einen kleinen Ast vom Baum herabzupicken, den man mit einer eisernen auf einen Hieb herunter fällen kann; diese hielten auch die Indianer für den größten Schatz, besonders nachdem ihnen die Mißionarien die Anleitung gegeben, wie sie mit selber große und regelmäßige Häuser anstatt der niedrigen Hütten aufbauen konnten. Einige solcher Häuser waren in den Pflanzörtern so groß, daß auch vier bis sechs Familien in einem genugsamen Raum zu wohnen hatten. Diese große Häuser werden nach Art der Scheuern in Deutschland erbauet: der mittlere Theil wird freygelassen, und ist gleich einem Boden zum Getraiddreschen, in welchem die Indianer bey Tagszeiten ihre Arbeiten verrichten, und zu gewissen Zeiten ihre Zusammenkünften, und Tänze anstellen. Zu beyden Seiten sind Rämer, oder Behältnisse, wo sie kochen, schlafen, und ihr geringes Hausgeräthe aufbehalten. Das ganze Gebäu ruhet auf vier, oder sechs in die Erde gepflanzten Pfeilern, worauf die Zwerchbäume liegen den Dachstuhl zu tragen. Das Dach reichet schier bis zur Erde herab, und wird zusammengefüget mit dicken und dünnen Stängeln, auf welche geflochtene Baum-Blätter gebunden werden, diese Blätter wissen die Indianer so künstlich und ordentlich in einander zu flech-

Eiserne Hacken halten die Wilde für den größten Schatz.

Größe und Gestalt der Wilden Häuser.

Blätter-Dach.

flechten, daß kein Tropfen Regenwasser durchdringen, noch ein Wind selbe zerstreuen kann, und dauret solches Blätter-Dach weit länger, als die Stroh-Dächer in Deutschland. Dieses alles zusammen fest zu machen, brauchen sie nichts anders, als Baumfaden Damsi genannt, welcher in großer Menge zu fünfzig, und noch mehrere Ellen lang auf den Bäumen wächst: so lang er frisch bleibt, läßt er sich halbieren oder entzweyen, und man kann mit selben alles so fest binden, als wenn es mit Eisen zusammengehäftet wäre. Anstatt der Bretter für die Seitenwände nimmt man große Mooßrohre Tarapotes genannt, derer es zweyerley giebt, grüne und graulichte: die grüne sind bey zwanzig Schuh hoch, und sind leicht, die graue sind kürzer, aber weit schwerer, beyde lassen sich spalten, und also platt machen, daß sie bis zwo Spannen breit gemacht für Seitenwände gar wohl taugen, ja sie schicken sich für dortige Häuser in einem so hitzigen Erdreich weit besser, als die Bretter, denn weil die Tarapotes ausgedehnter voll der Kluften sind, lassen sie auch den Luft durchstreichen.

Seitenwände der Häuser aus Mooßrohren.

Eben mit diesem Baugezeug haben wir Missionarien auch die Kirchen und unsre Häuser, nach Europäischer Art hergestellet. Die Kirche zu Capocui fassete drey bis vier hundert Personen, und hatte nebst dem Chor,

Das Kirchengebäu.

und

und Kuppel einen drey Staffel erhöhten Choraltar, hinter welchem die Sacristey anlag. Das Missionarienhaus stund auf Pfeilern Mannshöhe vom feuchten Boden erhoben, darinn zwey Zimmer, Küche, Speiskammer mit schliessenden Thüren, waren, wie auch ein offener Gang frischen Luft zu schöpfen: Es dauret solches Haus viele Jahr lang, nur muß man das Dach alle zwey Jahr mit frischen Blättern decken lassen, als in welcher Zeit es das Ungeziefer durchfrißt; In den Häusern der Indianer kann dieses nicht so bald einnisten, in welchen der Rauch des bey Tag, und Nacht brinnenden Feuers das Ungeziefer vertreibt.

Missionari-Haus.

Gleichwie die Wohnung, also sind auch Speis und Trank der wilden Indianer von denen in Europa ganz unterschieden: sie haben nichts von Getraid als Türkenkorn, wie auch kein einziges Schlacht- oder Hornvieh, keine Kühe, Schaf, Gäns, Schwein, Hennen 2c. vielweniger eine Gattung von Europäischem Erdgewächs der Gärten, und Baumfrüchten. Sie leiden aber dessentwegen keinen einzigen Abgang an Lebensmitteln, ja es verschaffet ihnen das hitzige Erdreich weit grössern Ueberfluß, als uns Europäeren das kalte, und mäßige. Ihr tägliches Brod sind die Platanos, und Jucas. Der Platanostamm hat die Figur einer grossen Weintraube mit dem Unterschied, daß ihr weisse Frucht

Speis und Trank der Wilden.

Platans ist eine der nahrhaftesten Früchten.

Frucht mit grüner Schelfe überzogen, und ein gute Spann lang ist: Ein einziger Stamm trägt 60. bis 70. Platanos, an denen einer die ganze Woche genug zu essen hat; Es läßt sich auch aus selben der beste Brandwein brennen, und eben so guter Essig machen. Und noch niedlicher sind die *Jucas* - Wurzen, deren die größere über drey und 4. Pfund schwer, und den schwarzen Rettichen vollkommen gleich sehen. Es giebt aber derselben zweyerley ganz widrige Gattungen: Eine sind Dulces, oder von guter Art, andre aber Bravas, und von böser Eigenschaft. Die Dulces geschält und gebraten haben den Geschmack von Kästen, man kann sie auch gesottner geniessen. Nicht also die Bravas, als welche bitter, und einen schädlichen Saft in sich enthalten, diese denn auch brauchbar zu machen reiben, und zermählmen selbe die Weiber auf einem hölzernen Riebeisen, und pressen den Saft heraus; Wer immer solchen roh, und kalt trinkt Mensch, oder Vieh, der muß zerbersten: Wenn man ihn aber sieden läßt, und warm trinkt, ist er gesund, und dienet zu einer guten Suppenbrühe. Nach ausgedrucktem Saft häufen die Weiber die zerribene, Jucas über einander, und lassens 24. Stund lang fermentieren, alsdann breiten sie selbe auf ein rundes irdenes Teller, setzens über das Feuer, und schmelzens zusammen, bis ein runde, weisse, und halb Finger dicke Kuche daraus wird,

Der Jucas-Wurzen giebts zweyerley Gattungen.

Eigenschaft der Jucas bravas.

Bayerische Staatsbibliothek München

Eigentliches Brod in hitzigen Ländern.

diese ist das eigentliche Brod in allen hitzigen Ländern, und hat nach Unterschied der Sprachen verschiedene Nämen: die Cabeliados nennten es *Meyo*. Besonders thut es gute Dienst auf langen Reisen, denn es wird hart, und läßt sich sehr lange Zeit aufbehalten, es tauget auch den Missionarien gar wohl für Suppenschnitteln. Das Seltsamste ist, daß sich diese Kuchen auch in einem, und zwar der stärkesten Getränk verwandeln lassen auf folgende Weis: Es werden Meyokuchen, da sie noch warm sind, übereinander gehäufet, und mit Platanosblättern wohl zugedecket, unter diesen läßt man sie etwelche Täge liegen bis sie grau geworden: alsdann werden sie in großen Häfen mit warm Wasser flüßig gemacht. In kurzer Zeit fängt alles gleich einem Most zu girren an, bis endlich nach etwelchen Tägen ein schneeweisses, und so starkes Trank daraus wird, daß es gleich dem stärkesten Wein berauschet. Nebst diesem wissen die Indianerinnen schier aus jeder Frucht Getränk, oder Most zu machen, deren einige angenehm, andre auch für Ausländer widerwärtig sind. Zum artigsten machen sie den Most von süßen Jucas: Nachdem sie diese von Schelfen gereiniget, und gesotten haben, stellen sie ein großes Geschirr in Mitte des Haus, und setzen sich um selbes Junge, und Alte im Kreise herum, alsdann nimmt jedwedere eine Portion der gesottenen Jucas zu sich, und

Das Jucabrod im Getränk verwandelt.

Ein säftiges Getränk vom süßen Jucas.

fahret

fahret damit dem Maul zu, zerbeisset, und käuet selbe so lang bis sie es wohl zermahlt vom Mund dem Geschürr übergiebt. Mit dieser so säftigen Maularbeit bringen sie ofters den ganzen Tag, und bisweilen auch mehrere zu um desto größern Vorrath eines so delicaten Getränkes in Bereitschaft zu haben: Nachdem alle ihre Speyereyen vollbracht, giessen sie Wasser daran, rührens mit Händen wohl um, und mit diesen hat das saubre Getränk seine Vollkommenheit erreichet. Der erste, den sie mit diesem Extratrank beehren, ist insgemein der Missionarius, dem sie es in einem schönen Trinkgeschürr Giltsche, oder Tutuma genannt ins Haus tragen in Hoffnung eines guten Präsents. Er muß auch auf das mindest dergleichen thun, als wenn er es verkostete, sonst gehen sie mit größtem Verschmach, und Unwillen davon. Als ich einmals sie befragte, warum sie nicht anstatt des wüsten Käuen die süße Juca also zerreiben als wie die bittre? gaben sie mir zur Antwort: Es würde sodann das Getränk den guten Geschmack nicht haben, den es vom Mundsaft bekömmt.

Giltsche ein Trinkgeschirr.

Neben den Jucas, und Platanos gebrauchen sie auch sowohl zur Speis, als Trank das sogenannte Türkenkorn, welches auf Spannisch Mays, und bey den Cabeliados Bea heißt, dies bauen sie an zu was im-

Beschaffenheit des dortigen Türkenkorns.

immmer für einer Jahrszeit es ihnen beliebet, und können täglich das ganze Jahr hindurch zugleich junges, und altes haben ohne anders zu thun, als daß sie auf dem Feld in die Erde Fingertiefe Löcher bohren, und in jedem zween, oder drey Beeren hinein legen. In Zeit von drey Monat wird es schon zeitig, und wachset weit größer, als anderswo in sechs Monaten. Sie hätten also am Türkenkorn einen Ueberfluß, wenn sie nicht insgemein den halben Theil den Schelm- und Dieben überlassen müßten nämlich den Affen als überaus grossen Liebhabern des Türkenkorns. Es haltet sich dieses arglistige Raubergesind meistentheils auf den Bäumen auf, und springt Schaarenweis von einem Baum zum andern die Nahrung zu suchen, dabey schleppen auch die Mütter ihre Junge auf dem Rücken mit ohne einzige Gefahr selbe zu verlieren; denn kaum als ein Junges vom Mutterleib gekommen, springt es ihr auf den Rücken, und hebt sich am selben mit Händ, und Füßen so fest an, als wenn es angeleimt wäre, und würde sich eher umbringen, als mit Gewalt hinwegnehmen lassen. Den Vortrapp dieser Diebsbande machen insgemein die Monos gotos oder die kröpfige Affen, welche in aller Frühe gleichsam das Zeichen zum Aufbruch geben mit einem so erbärmlichen Geschrey, daß mans über eine Stund weit hören kann. Nun sehe man ihre wundersame Arglistigkeit im

Die Affen stehlen das Türkenkorn.

Die Affinnen tragen ihre Junge auf dem Rücken.

Steh-

Stehlen, sobald sie auf ihrem Marsche ein Feld vom Türkenkorn erblicken, bleiben alle recht still, und spähen genau herum, ob nicht jemand da sey, ist etwer zugegen laufen alle flugs dem Wald zu, läßt sich aber niemand sehen, so bleibt einer gleichsam als Schildwacht auf dem Baum, alle übrige schleichen ohne mindestes Geräusch ins Feld hinunter, und machen sich eilends über das Türkenkorn; Ein jeder zwacket bis fünf Kolben, eine nimmt er ins Maul, zwo stecket er zwischen die Achseln, zwo fasset er in Händen, macht sich hurtig auf die Füsse, und hupfet dem Wald zu. Falls nun unvermuthet ein Indianer darzu kömmt, schreyet alsogleich aus vollem Halse die Affenschildwacht auf dem Baum, darob aber die Korndieb also erschrecken, daß sie auf einmal allen Witz verlieren, und die meiste ihren Diebstahl mit dem Leben bezahlen müssen: denn weil sie aufrecht nicht so geschwind wie der Indianer laufen, auch nicht auf die Bäum sammt den Kornkolben klettern können, fallen sie selbem in die Händ, und wollen sich lieber tod schlagen lassen, als etwas von der Beute von sich geben. Auf solche Weis wird dem Indianer der erlittene Schaden doppelt ersetzet, denn neben dem gestohlenen Korn bekömmt er auch vieles Affenfleisch, welches den Indianern besonders angenehm, und gewißlich eines der gesundesten ist, wie

Arglist der Affen im Stehlen.

Bisweilen müssen sie das Stehlen mit dem Leben bezahlen.

Das Affenfleisch ist nährhaft, und gesund.

es mir selbst allezeit wohl gediehen hat, da ich schier täglich ein Affenfleisch geessen.

Es nähren sich die Affen pur von gesunden Früchten, und so man im Wald wissen will, ob diese, oder jene Frucht nützlich oder schädlich sey, darf man nur acht haben, ob sich die Affen darbey aufhalten, welche gewiß keine schädliche anrühren, diese sind auch weit unterschieden von den dürr- und magern Affen, welche die Aerzt in Deutschland auf den Märkten mit sich herumführen: denn jene, die man dort ißt, sind fuchsfarbig so fett, und stark, daß ein einziger dreyßig bis vierzig Pfund schwer, und erklecklich ist eine ganze Haushaltung für einen ganzen Tag zu ersättigen. Der klein und magern Affen bedienen sich die Indianer vielmehr zum Zeitvertreiben, als zum essen, derer giebt es verschiedene Gattungen; einige sind artig, und überaus schön gezeichnet mit grau, gelb, und grünlichten, Farben, andere aber haben das Ansehen, als wären sie der lebendige Satan, denn sie sind kohlschwarz, dürr, und sehen mit ihrem Geißbart, und traurigen Miene allezeit ganz finster darein ohne jemals mit sich scherzen zu lassen. Wiederum andre sind so klein wie die Kazen, aber zugleich so zart, daß mans selten lange Zeit im Haus beym Leben erhalten kann. Die leichteste Manier einen Affen lebendig zu fangen ist diese: Man

Verschiedene Gattungen der Affen.

Leichte Manier Affen zu fangen.

füllet,

füllet mit geröstetem Türkenkorn einen Topf, oder andres Geschürr, dessen Oeffnung nur so groß seyn muß, daß der Aff mit der Hand hineinfahren kann, und setzet es am Ort, wo selber sich einfindet, sobald er das Geschürr erblicket, lauft er von seinem angebohrnen Fürwitz eilends hinzu, und forschet mit Augen, was darinnen sey; Kaum riechet er das Türkenkorn, langt er mit der Hand hinein, und füllet sie so voll an, daß er sie aus dem engen Loch nicht mehr herausziehen kann, er schreyt, und bleckt die Zähn, aber die Kerne läßt er nicht aus, und giebt also Gelegenheit, daß man ihn gar leicht bindet, und gefangen nimmt.

Diese Art Affen zu fangen mag vielleicht manchem Leser wundersam vorkommen, aber noch weit seltsamer, und bewunderungswürdig ist die Art, mit welcher die Indianer nicht nur die Affen, sondern auch andre Thiere, und Vögel ums Leben bringen, womit sie oftmals sich und den Ihrigen eine recht stattliche Mahlzeit verschaffen. Mein! Wer sollte sich auch nur träumen lassen, daß man ohne Flinte, Pulver, und Bley, auch ohne Pfeil Affen und Vögel von höchsten Bäumen herunter schießen könnte? und doch thun es die Indianer mit leichter Mühe, und was noch mehr ist, ohne mindestes Geräusch also zwar, daß, wenn sie einen Vogel, oder Affen herunter pelzen, alle übri-

Art Vögel zu schießen ohne einziges Geräusch.

ge darauf sitzen bleiben, bis alle nach einander tod zu Boden gestürzet werden. Das ganze Geschütz bestehet nur in einem einfältigen Blas- oder Vogelrohr *Pucuna* genannt, und einem Spann langen spitzig gemachten Hölzel *Birote* mit Namen, um dessen Mitte ein Kügelein von Laimen, und Baumwoll fest gemacht, der Spitz aber mit dem Gift Curare bestrichen wird. Dieses Gift hat eine so ausserordentlich tödtliche Eigenschaft, daß der Aff, bey dem das zugeblasene Birote kaum seine Haut durchgedrungen, und ein Tröpflein Blut berühret hat, in Zeit von zwo Minuten tod vom Baum herunter fällt; Eben dieß geschieht bey andern Thieren, Vögeln, und auch Menschen. Sonderbar ist, daß dieses Gift in einer Speis, oder sonst genossen am Leben nicht schadet, vielweniger ist schädlich das Fleisch der von diesem Gift umgebrachten Thieren: Ich selbst habe vielmals beym Tisch den giftigen Biroten-Spitz herausgezogen, und den gebratenen Vogel, oder Affen ohne mindesten Schaden fortgeessen.

Pucuna, ein Vogelrohr.

Curare ein Gift von sonderbarer Eigenschaft.

Das Arcanum von diesem seltsamen Blutgift besitzet nur ein, und andre Nation der Wilden bey dem Fluße Orinoco, nämlich die Caveres und Tapakosos, welche auch ihre Mißionarien entdecket haben, wie selbes aus den Wurzen Curare zubereitet wird. Es wachsen die giftige Wurzeln Curare in dem Abgrunde der faul- und stinken-

Wie man das Gift Curare zubereitet.

kenden Pfützen, in welchen sie die Indianer zu gewissen Zeiten zusammen suchen, und mit sich nacher Haus tragen, allda werden sie vom Unrath rein gesäubert, und wohl zerquetschet in einen großen Hafen geworfen, und bey einem mittelmäßigen Feuer gesotten. Zu dieser mit großer Lebensgefahr verknüpften Kocherey müssen gleichwohl die alte Weiber herhalten, welche ohne dem als unbrauchbar sich selbsten, und andern zur Last fallen, und froh seyn sollten ihres unnützen Lebens mit Verdienst, und andern zum Nutzen los zu werden. Nachdem nun das gesottene Wasser vom Feuer gesetzt und lau geworden, fährt die Alte mit der Hand hinein, rührt alles wohl um, und drucket die Wurzen so lang aus, bis das Wasser die braune Farb derselben bekömmt. Nach abermal gesottenem Wasser, und wiederholter Auspressung wirft die Alte die Wurzen hinweg, und setzet den Hafen das drittemal zum Feuer: dieser letzte Sud kostet leider! der lieben alten Mutter insgemein das Leben, denn wenn ihr gähling der aufsteigende Dampf zum Leib kömmt, so fällt sie Knall und Fall tod zu Boden. Es steht aber schon ein andre in Bereitschaft dessen Stelle zu vertreten, und wenn diese hin ist, muß auch die dritte ohne Widerrede herbeykommen. Wenn endlich die braune Giftsuppe anfängt dick zu werden, und der dritte Theil eingesotten ist, schreyt die Alte hell auf *Reochi!*

Die alte Weiber verfertigen das Curare-Gift mit Lebensgefahr.

Jetzt ists recht! alsogleich machen sich die Indianer hinzu mit dem Gift die erste Prob vorzunehmen: Nun sehe man, wie nett, und artig sie diese machen? Es nimmt der Cassique ein langes Stäblein in die Hand, und tünket dessen Spitz in den gesottnen Curare: zu gleicher Zeit machet sich ein muntrer Pursch eine kleine Wunde in seine Hand, oder Fuß. Sobald ein Tropfen Blut hervor bricht, hebt der Cassique den giftigen Spitz hinzu aber so, daß er das Blut nicht im mindesten berühret: Wenn sich das Blut augenblicklich zurück ziehet, ist das Gift vollkommen fertig: bleibt aber das Blut stehen ohne zurück zu gehen, alsdann fehlet dem Gift noch ein und andrer Grad, und muß nochmals zum Feuer: Fließt das Blut heraus, wie es sonst zu fließen pflegt, so muß die alte Tröpfin das Gift aufs neue kochen, und sich noch dazu scharf ausfilzen lassen. Wenn endlich das Gift seinen probmäßigen Stand erreichet hat, wird es in viele hundert kleinen Tegeln eingetheilt, und weit, und breit verhandelt. In diesem irrdenen Töpflein läßt sich das Gift viele Jahr lang aufbehalten, wenn es auch eintroknet, und hart wird, bleibt ihm doch die vollständige Kraft. Man darfs auch unbedeckt lassen, ja was noch mehr ist, wenn die Indianer ihre Pfeil, oder Birote nur mit so wenigem Gift, daß nicht ein Drachma ausmachet, bestreichen, und selbe in ihren Köchern

Unfehlbare Prob des Curare-Gifts.

Das Curare-Gift läßt sich viele Jahr aufbehalten.

chern lange Zeit stecken lassen, verlieret das Gift nicht im mindesten seine Stärke, nur thun sie den vergiften Spitz bevor sie den Pfeil abschießen, mit der Zung benetzen um selbes zu erweichen, und desto kräftiger zu machen. Ich selbst habe vieles Curare-Gift in Händen gehabt, und darbey noch dieses beobachtet, daß, wenn ich selbes aus den kleinen Tegeln in einen großen Topf zusammen geschüttete, hat es in kurzer Zeit also zu girren, und zu schaumen angefangen, daß es im Topf, der doch nur halb voll war, überlief, und erst nach vielen Tägen wiederum nieder sank. Wider dieses Gift weißt man auch kein anders Rettungsmittel, als daß denjenigen (wie ich gehört) am Leben nicht schade, der Salz in dem Mund haltet, da er vom giftigen Pfeil getroffen wird. Mit diesem Gift schießen die Indianer auf obbeschriebene Weise die Affen, und Vögel mit solcher Behendigkeit, daß sie auf 30. und 40. Schritt auch den kleinsten Vogel nicht leicht verfehlen. Der eßbaren Vögeln giebt es in jenen so weitschichtigen Wäldern schier alle Gattungen sowohl Europäische, als Indianische: nebst Auerhahnen, Schnepfen, Wildänten, Wildtauben, Rebhüner giebt es *Pabas*, *Pyuries*, *Pauchies*, *Tompeteoos etc.* die eben so groß als die Auerhanen, aber weit schmackhafter sind. Die Papageyen ißt man nur in höchster Noth, denn ihr Fleisch ist sehr hart, und zäh.

Was ich selbst beym Curare besonders beobachtet.

Häufiges Geflügel.

Das

Das Erdthier Olomutsche hat das zarteste Fleisch.

Das zart, und niedlichste aus allen ist das Fleisch des *Olomutsche*, dieses Thier hat seinen Aufenthalt unter der Erde, zu welchem es sich dies und jenseits den Zugang durchscharret, und dardurch den Indianern zum Fang Gelegenheit giebt: denn wenn diese irgendwo ein ausgeworfene Erde antreffen, forschen sie dem andern Erdloch nach, das einte Loch belegen sie mit dem Latz, und das andre verschoppen sie mit dürrem Gestreiß, zünden es an, und treiben den Rauch hinein, diesem auszufliehen schlieft das Olomutsche zum andern Loch hinaus, und bleibt am Latze hangen. Der Figur, und Farb nach sieht es den Dachsen gleich, hat ganz kurze Läuf, und sehr breiten Rücken mit weiß und schwarzen Flecken: die meiste sind 20. bis 30. Pfund schwer, und ist ihr Fleisch so mild, weiß, und zart als des besten Spansäckels in Deutschland.

Wildschweinjagd giebt es viele.

Die Wildschwein sind dort alle von mittelmäßiger Größe und laufen Schaarenweis 40. und 50. mit einander, sie schwimmen auch über die Flüsse von einem Wald zum andern ihre Nahrung zu suchen, wobey die Indianer Gelegenheit finden lustige Schweinjagden zu Wasser anzustellen, denn da die Wildschwein im Durchschwimmen begriffen, fahren ihnen selbe auf Canoas nach, und stechen mit Lanzen ein Wildschwein nach dem andern tod, ohne daß

Schweinjagd der Indianer.

einige zu entwischen vermögen. Welch fürstliche Schweinjagd für arme Indianer?

Mit eben den Lanzen, welche zwar nur vom wilden Holz, aber eben so fest, und stark sind, als wären sie von Eisen, tödten die Cabeliados auch die sogenannte *Bestia grande*, oder *Danta*. Es hat dieses Thier die Figur, und Größe eines mittelmäßigen Rindviehs, sein Fleisch aber den völligen Geschmack vom Rindfleisch. Anstatt der Hörner hat es zwey so starke Gebeine, daß es daß dickeste Gestreiß in dem Wald durchreißet. Der Danta pflegt der Tieger stark nachzustellen, und ihr auf den Rücken zu springen: Wenn dieß auf offenem Feld geschieht, ist die arme Danta hin, und wird vom Tieger zerrissen, geschieht es aber zwischen Gestreiß, und Holzwerk, so laufet das Danta-Thier mit solchem Gewalt hindurch, daß es den Tieger entweders zerfetzet, oder herunter schmeißt.

Bestia grande, oder Danta.

Streit zwischen den Tieger und Danta.

Noch seltsamer ist das Thier auf Indianisch Schuscha, auf spannisch Armadilio genannt von niedrig und mittelmäßiger Grösse, dessen ganzer Leib mit einem schneeweißen Harnisch bedecket ist, der gleich dem Harnisch der alten Krieger seine Absätz, und Glieder hat, und vom Thier bald zusammen gezogen, bald ausgedähnet wird sich sowohl von Lanzen, und Pfeilen, als auch von

Armadilio ein Thier mit Harnisch.

von Tiegerklauen sicher zu stellen. Wenn ihm aber jemand zu nahe an Leib kömmt, und es mit Händen fangen will, schlieft es eilends in sein Erdloch hinein, und haltet sich darin mit dem Harnisch so fest an, daß mans unmöglich heraus ziehen kann: aber die Indianer wissen auch dieser Hacke einen Stiel zu finden, sie küzeln nur den Schuscha mit einem Stäbel zwischen den Harnisch; dieses macht, daß er selben alsogleich einschränket, und sich gar leicht heraus ziehen läßt, sein Fleisch ist zwar mild, und zart, hat aber widerwärtigen Geruch.

Mapurito ein artiger Windmacher.

Das artigste Thierchen aus allen ist gewißlich der Mapurito der mit weiß und schwarzen Flecken schön gezeichnet ein überaus hübsches Polsterhündel vorstellet, und sich mit seinem haarigen Schweif auf das Fuchsschwanzen trefflich verstehet, denn wenn er einen Menschen, Tieger, oder anders Thier erblicket, springt er hin, und her sich stellend, als wolle er selbe zu sich locken: alsbald er vermerket, daß man ihm zu nahe kömmt, fluchs kehrt er sich um, und läßt einen so pestilentzischen Wind von sich gehen, daß der annahende Mensch, oder Thier in Ohnmacht zu Boden sinket ohne sich durch geraume Zeit erholen zu können, unterdessen der schändliche Windmacher Zeit genug hat, sich aus dem Staub zu machen. Aber dieses scheußliche Windmachen gehet dem Mapurito nicht

für

für alle Zeit an, denn früh, oder spät kömmt ein Indianer über ihm, der sich aufs Blasen noch beser verstehet, da er ihm von Ferne ein giftiges Birote auf den Pelz zubläßt, und den armen Mapurito in so tödtliche Ohnmacht dahin stürzet, daß er sich von selber nicht mehr erholen kann, und sich gleichwohl seinem Tödter zur guten Beut überlassen muß. denn die Indianer wissen sowohl sein Fleisch, und noch vielmehr seine Haut zu benutzen, diese verhandeln sie in sehr hohem Preis als eine überaus zarte, und seltsame Waar, das Fleisch aber zu genießen eröffnen sie den Mapurito mit größter Behutsamkeit, ziehen das Ingeweid heraus ohne mindeste Verletzung, und werfens hinweg.

Wie ihm die Indianer das Windmachen verleiden.

Es haben auch die Indianer keinen Mangel an extra Speis und Schleckerbislein, mit denen sich auch die Mißionarien zu Zeiten regalieren, diese sind die Holzwürmer, und Amaisen: die Holzwürmer, welche in Mitte der niedergefallenen und faulenden Fuchtbäumen wachsen, sind einen guten Daumen breit, schier einen Finger lang, und geröstet so mild, und geschmack als immer ein delikater Eyerbutter seyn kann. Eben so niedlich sind auch dort die gemeine Amaisen, welche so groß, daß eine den schwersten Kern von Türkencorn ganz leicht davon trägt. Diese aber werden das Jahr nur einmal eingebracht. Nachdem die dortige Sommerszeit,

Die Holzwürm, und Amaisen sind indianische Schleckerbissel.

oder sechs monatliche trockne Witterung zu Ende gehet, und die eben so lang daurende Regenszeit herbeyrücket, werden die Amaisen noch so groß, und wachsen ihnen zugleich Flügel, mit denen sie sich auf einmal in ungeheurer Menge Schwarmweis in die Höhe schwingen: aber der Flug dauret nicht lang, denn die Flügel sind zu schwach, und der Leib zu schwer, es fallen also die unglückselige Luftstreicher wiederum zu Boden, und den Indianern in die Hände, diese tragen alsdann ganze Körb, und Säcke voll nacher Haus, säubern sie von Köpf, und Flügeln, den untern Leib aber, der Daumen dick, und ein pures Fett ist, rösten sie auf irdenen Blatten zu einem köstlichen Nachconfect eines herrlichen Gastmahls.

Schilkroten der beste Speisvorrath.

Der beste, und dauerhafteste Vorrath von Lebensmitteln sowohl für Mißionarien, als Indianern bestehet in der großen Menge der Schildkroten auf spannisch Tortugas, auf indianisch Scharapas genannt, als von welchen man eine Speiskammer nicht nur mit wohlgeschmackten Fleisch, und Eyern, sondern auch mit bestem Oel, und Schmalz versehen kann, diese werden von den Indianern auf folgende Weis gefangen: Nachdem die

Schielkroten-Fang

Flüsse nach verflossener Regenzeit niedersinken, und die große Sandbänk wiederum hervorragen, gehen die Schildkroten Hausenweis auf selbe hinauf, und scharren ihre Eyer in

Sand

Sand hinein. Eine ganz ausgewachsene, und Zentner schwere Schildkrot legt insgemein bis 64. Eyer, derer jedes so groß ist, als ein mittelmäßiges Hünerey, welche auch kein harte, sondern linde, und kugelrunde Schalen haben. Kaum als diese Eyer von der überaus großen Sonnenhitz ausgebrütet worden, schliesen die Junge vom Sand heraus, und laufen geraden Wegs dem Wasser zu. Nun diese Brutzeit der Tortugas ist für den Indianer die allererwünschlichste des ganzen Jahrs, auf die sie sich eben so erfreuen, wie die Studenten auf ihre Vacanzzeit, als zu welcher sie sich recht ergötzen, und als gefräßige Leute zu Genügen satt essen können: Sie ist auch ein kleine Ruhzeit für Missionarien, als welche unterdessen mit den Kranken, und wenig andern zu Haus bleiben, da alle übrige mit Weib, und Kindern nach der Gegend der großen Sandbänke sich begeben, wo sie Hütten aufschlagen, und den Schildkroten hinterlistig nachspähen, so bald sie diese auf selbem erblicken, laufen sie eilends ihnen nach, ergreifen rückwärts eine nach der andern, und kehren sie übersich auf den Rücken, ohne daß ein einzige mehr fähig wäre sich umzuwenden. Dessentwegen ist auch eine Tortuga aus allen der beßte Vorrath in einer Speiskammer, denn alles andre Fleisch läßt sich wegen übermäßiger Hitze, und nächtlicher Feuchtigkeit kaum eine Nacht über aufbehalten, ohne daß es nicht

Vacanz der Indianer.

Vacanzzeit der Mißionarien.

übel rieche, oder gar von Würmen wimmle, besonders alle Gattungen von Fischen; die Tortuga aber darf man nur auf den Rucken in den nächsten beßten Winkel legen, da bleibt sie auch mehrere Wochen ohne einen Tropfen zu trinken, noch etwas zu essen, frisch, und lebendig. Nachdem die Indianer auf der Sandbank die Tortugas, deren Zahl sich manchesmal auf vierhundert belaufet, alle umgekehret, haben sie den ganzen Tag genug zu thun, bis sie selbe mit gebundenen Füssen ans Gestad, und zu ihren Hütten überliefern, allda gehet das Hacken, Schneiden, und Schinden an. Anfangs spalten, und lösen sie die untere Schaale von der obern, und hauen den langen Kragen sammt den Füssen in Stücke, welche zusammen einen ziemlich großen Hafen anfüllen, und starkes sieden vonnöthen haben. Nachdem sie selben zum Feuer gesetzet, schneiden sie das ganz gelbe Fett, derer jede große Schildkrot zwey gute Pfund in sich enthält, vom Ingeweide heraus, und behalten es auf, solches nach Haus zu tragen, denn es ihnen, und auch den Mißionarien das ganze Jahr sowohl zum Kochen, als zum Nachtlicht brennen dienen muß. Nach diesem lösen sie das übrige Fleisch, und eine Menge kleiner Eyerchen von beyden Schaalen, und schneiden alles sammt Herz und Ingeweide klein zusammen, nur die Leber, als ein sonderbares Schleckerbißel, lassen sie ganz. Beym Herz habe

Langwieriges Leben der Tortugas.

Tortuga-Fett taugt zum Kochen und Lichtbrennen.

habe ich öfters mit Verwunderung beobachtet, daß es noch lange Zeit schlug, nachdem schon alles zertheilt war. Das Zusammengeschnittene rösten sie alsdann, und zwar auf den Schaalen selbsten, welche sie mitten auf das Feuer setzen, ohne Gefahr selbe zu verbrennen, welche ihnen für Schüssel und Teller, auch hernach für Kindswiegen dienen müssen. Nun haben sie alles beysammen, womit sie sich ein vollständiges Mittagmahl von drey Richten zubereiten, und an einer einzigen Schildkrot Mann und Weib sammt ihren Kindern satt essen können. Die erste Richt ist eine nahrhafte Suppe von saftiger Fleischbrühe mit eingebrockten Jucas und Platanos: die andre das geröstete Eingeweide, Eyrchen, Herz und Leber. Die dritte das gesottene Fleisch mit spannischen Pfeffer gewürzet. Dieses letztere, obwohl lang gesottene, war doch für meine Zähne und Magen so hart und zäh, daß ich solches niemal anders, als klein zerschnitten, genießen konnte; aber die Indianer haben solche Straußmägen und Wolfszähne, daß sie selbes auch halb roh hinein essen, und dabey ziemlich fett und stark werden. Nebst dem herrlichen Mittagmahl haben sie auch beym Tortugas-Fang schier täglich ein stattliches Frühstück zu genießen, dieses bestehet in den gar kleinen Schildkroten, welche frisch vom Sand heraus kriechen, und den Indianern haufenweis in die Hände fallen, diese lassen

Tortuga-Schaale dienet für Rost, Schüssel, und Kindswiegen.

Frühstück der Indianer.

sich gesotten, oder gebraten, wie man zu sagen pflegt, mit Haut und Haar essen, denn auch ihre zarte Schaalen noch ganz weich, und gewiß ein guter Bissen sind.

Ungeheure Menge der Tortugas Eyer.

Was alles obige an Nutz- und Schätzbarkeit übertrifft, sind die Tortugas-Eyer, derer die Indianer eine so ungeheure Menge aus dem Sand herausscharren, daß sie vier Körbe voll, jeden mit tausend Eyern, um ein Messer verkaufen. Ihr große Nutzbarkeit bestehet nicht nur in dem, daß sie sich lange Zeit aufbehalten, und sowohl sieden als braten lassen, sondern vielmehr in dem köstlichen Oel, welches sie in sich enthalten, und mit geringer Mühe von sich geben. Sie sind sehr nährhaft, aber hart zu verdäuen, und machen Verstopfung, wenn man sie aber mit wenigen Wein und Zucker vermischet, kann ich mit Wahrheit sagen, daß ich in meinem Leben, auch bey beßten Mahlzeiten nichts niedlichers geessen habe, und man würde es gewiß auch in Deutschland der beßten Mandel-Torte vorziehen. Nun sehe man, mit was artig- und leichter Mühe die Indianer aus selben Eyern das schönste Oel zu distilliren wissen. Erstlich ziehen sie eine Canoa, welche (wie ich schon anderswo gemeldet) einem großen Bachtrog gleichet, auf das Gestad heraus, säubern selbe genau von allem innern Unrath, und werfen eine Menge vom Sand nett gereinigte

Oel der Schildkroten-Eyer.

Tortugas Eyer Confect.

Manier aus Eyern Oel zu distilliren.

Eyer

Eyer hinein, schütten zugleich etwelche Krüge voll Wasser darzu. Alsdann springt das junge Pürschen-Gesind darüber, und tritt die Eyer, wie man in Deutschland das Saurkraut einzutretten pflegt, zu einem hellgelben Eyer-Teig zusammen. Nachdem dieser eine Zeitlang unter der feurigen Sonne gestanden, und sammt der Canoa heißwarm geworden, steigt allgemach das Oel in die Höhe, welches die Indianer mit Meer-Muscheln ablösen, und nachmals in einem großen Hafen beym Feuer sieden lassen, dadurch das Oel nicht nur von allem Unrath, welcher zu Boden sinkt, gereinigt, sondern auch so klar gemacht wird, daß es an Güte das Oliven-Oel übertrifft, denn wenn dieses mit selben vermischet wird, steigt in Zeit einer halben Stunde das Schildkroten-Oel in die Höhe, und das Oliven-Oel bleibt herunten. Obwohl nun die Indianer eine große Menge der Eyer theils mit Essen, theils mit Oelmachen verzehren, bleiben ihnen doch so viele übrig, daß sie noch ganze Körbe voll an der Sonne, oder langsamen Feuer dörren, wie man Feigen und Weintrauben zu dörren pflegt, und selbe mit sich nach Haus tragen.

Eyer-Oel besser als Oliven-Oel.

§. 11.

Von Krankheiten und Arzneyen der Indianer.

Aus dem, was bisher gemeldet worden, kann man leicht ersehen, daß die wilden Indianer an Nahr- und Lebensmitteln nicht nur keinen Abgang, sondern vielmehr einen Ueberfluß haben, besonders wenn den vielen Gattungen des Wilds, Geflügels, Erdgewächses, und Erd-Thieren auch der Wasser-Thiere, benanntlich die Vacas marinas, oder Meer-Kühe sammt hunderterley groß- und kleinen Fischen beygerechnet werden. Aber eben dieser Ueberfluß gedeihet ihnen mehr zum Schaden, als Nutzen, solang sie bey ihrer wilden, ganz unordentlichen Lebensart verbleiben, und nicht in einem Pflanzort zu einer mäßigen und ordentlichen verleitet werden. Denn in ihrem Wüstenleben halten sie keine einzige Ordnung, noch Zeit, noch Maß im Essen und Trinken; bald essen sie schier den ganzen Tag fort, und schlücken süß und sauer unter einander hinein, bald stehen sie (wie ich es selbst gesehen) mitten in der Nacht einzelweise zum Essen auf. Im Vollsaufen thun sie es den deutschen Wein- und Bierschläuchen weit bevor, und hören bey ihren vielfältigen Schwelgereyen nicht eher auf zu trinken, bis sie nicht die Vernunft sammt allen fünf Sinnen verlieren.

Unordentliches Leben der neubekehrten Indianer.

Darne-

Darneben nehmen sie sich auch in keiner Sache in obacht, sie gehen im größten Regen, und Sonnenhitze ganz unbedeckt, und wenn sie mit Schweiß überronnen, baden sie sich im nächsten beßten kalten Wasser, welches einen Europäer gewißlich das Leben kosten würde. Aber auch den Indianern benimmt solche Unachtsamkeit, und noch mehr, ihr unmäßiges Essen und Trinken, wo nicht alsogleich, doch nach und nach die Gesundheit, und ziehen ihnen mannigfältige Krankheiten und Gepresten über den Hals, ohne daß sie sich selbst zu helfen wissen. Dieses giebt denn auch den Mißionarien die beßte Gelegenheit, ihnen ihr einschichtiges Waldleben häßlich, und das gemeinschaftliche in einem Pflanzort angenehm zu machen, als in welchem sie in ihren Nöthen und Krankheiten allezeit eine Hülfe und Beystand bey selben zu finden haben, welche doch selbst, falls sie erkranken, ihnen zu Liebe hilflos leben müssen, und sich von einem Arzt, oder Medico nichts dörfen traumen lassen.

America leidet grossen Mangel an Medicin, Verständigen.

Es ist aller Orten in America, auch in den größten Städten ein großer Abgang der Medicin- und Chirurgie-Verständigen. Bartscherer, Stümpler, und Pfuscher, die sich zum Curiren anmaßen, giebt es viele, bey diesen ist schon der allgemeine Brauch, jedem Patienten eine Klistier zu verordnen, es mag ihm hernach fehlen was immer will,

wenn es auch nur ein Zahnschmerzen ist. In der Stadt Quito war damals, als wir Deutsche dahin gekommen, ein einziger Medicus aus Sardinien, diesem hatte bald hernach der schwarze Stahr das Augenlicht, und die Stadt seiner Hilfe gänzlich beraubet, anstatt seiner mußte aus Gehorsam unser Bruder Apotheker Ignatius Lyro aus der Böhmischen Provinz, die Stelle eines Stadt-Physici vertreten, und mit seinem Gesellen täglich die Kranke sowohl in- als außer der Stadt besuchen. O wie willkomm würde nicht alldort ein graduirter Medicus aus unserm Deutschland seyn, als von einer Nation, die ohnedem bey den Americanern vor allen andern geliebt! Wie handgreiflich würde in kurzem sein von Spannischen Doblonen strotzender Geldbeutel den bekannten Spruch darinn wahrhaft machen: Dat Galenus opes &c. dem doch bey uns, hier zu Lande, wo allgemach in größern Städten die Zahl der Aerzte so groß, als der Kranken, die magere und dörrsüchtige Beutel auch mancher wackern Physikern widersprechen. Ueberdas könnte sich auch ein solcher alldort mit häufiger Sammlung der schätzbarsten Kenntnissen in dem Reiche der Vegetabilien bereichern, besonders derer, die sich in dicken Wäldern und Wüsteneyen befinden, wo sie ihren überaus lieblichen Geruch, der mich oftmals entzückend gemacht, genugsam verrathet. Da nun in den Americani-

ricanischen Städten die Leibärzte so rahr sind, kann man sich leicht vorstellen, daß sie in den Mißionen noch seltsamer gewesen, als wohin nicht einmal ein Schatten eines Bauern-Doctors jemals gekommen. Es waren also die Mißionarien auch in diesem Fache gezwungen, sowohl für sich selbsten, als für den kranken Indianer das Beßte, so gut jeder konnte, zu thun. Mit mir selbst war es einsmals, als ich mich zu Capocuy ohne Gespan befand, so weit gekommen, daß ich glaubte, es werde mir alle Augenblick der Athem ausbleiben. Ich erkannte ganz klar, daß dieses von Menge des Geblüts herkam, indem ich 6. Jahre nicht mehr zur Ader gelassen, welches zuvor des Jahrs drey bis viermal geschehen war. Zum Glücke hatte ich ein sogenanntes Schnäpperlein mit Aderlaßbinden bey Handen, wollte also in der Eil den geschicktesten Indianer zum Aderlassen abrichten, es gieng mir aber nicht an, denn als ich den Arm darstreckte, und er zur Ader schlagen sollte, fieng der gute Tropf auf allen vieren zittern an. Ach weh! mein Freund! sagte ich, mit Zittern kannst du mir nicht helfen, wie, laß es mir selbst probieren. Am linken Arm schlug ich zweymal fehl, denn ich beym Nachtlicht nur die alten Masen, und keine Ader sehen konnte. Endlich gelung es mir auf dem rechten Arm eine Ader zu treffen, und war das Blutfliessen, und leichter schnaufen eines gewesen,

Die Mißionarien sind zugleich Leibärzte.

welches vielleicht sonst nicht mehr lang würde gedauret haben. Es wäre mir aber damals das Sterben in America nicht so schwer gefallen, als mir jetzund das Leben in Europa ankömmt, da es der Umsturz unsers Ordens so bitter gemacht, als den Tod selbsten, indem selber durch Beraubung unsrer geistlichen Vorstehern, Häuser, Güter, und Bücher, und anderer mit dem geistlichen Orden verknüpften geistlichen Wohlthaten und Hilfsmitteln, uns die nothwendige ehemalige Anführer, Werkstätte, und Werkzeug entzogen, und uns also in eine gezwungene Unthätigkeit sowohl für eigene, als fremde Wohlfahrt, wie zuvor zu arbeiten, versetzet hat. Wenn auch sonst niemand andrer unsren Abgang zu bedauren hätte, werden doch selben vielleicht die arme Indianer in den Americanischen Mißionen noch lang bejammern, als welchen man ihre lang practicirte, und Sprachenkündige nicht nur Seelensorger, sondern auch Leibärzte benommen, und anstatt ihrer, Unerfahrne, Sprachlose, mehr aus Zwang, als freywillig dahin geschickte aufgedrungen hat, ohne daß diese von uns eine vorläufige Information, oder Unterricht empfangen hätten, wie es doch Anfängern nothwendig gewesen wäre, und wir selbsten als noch Anfänger von unseren Vorfahrern empfangen haben, diesen hatten wir es zu danken, daß sie uns verschiedene Unterrichte, und sichere Arzneymittel für

Haupt-

Hauptzustände aufgezeichnet hinterlassen haben, von welchen ich nun die gemeinere kurz andeuten will.

Das erste und berühmteste Heilsmittel sowohl inner- als äußerlich zu gebrauchen, ist der Balsam Canime, oder Copauva, welcher von einem angezäpften Baum herausfliesset, und sich in drey Gattungen eintheilet. Der erste, welchen der angebohrte Baum von sich giebt, ist zäh, und braunfärbig wie Honig, der mittlere wird etwas klarer und flüßiger, der aber zuletzt nachfliesset, ist so hell und klar, als immer ein kristallenes Wasser, auch nicht so bitter, wie die erste zween. Dieser Balsam ist erstlich ein fürtreffliches Purgativ, und erklecket eine halbe Unze in einem Löffel genommen eine große Operation ohne mindeste Gefahr zu machen. Man darf hernach nur ein laulichtes Wasser trinken, so werden so viele Operationen folgen, als oft man das Trinken wiederholet, lasset man dieses beyseits, so höret das Purgieren auf. Die erste und andere Gattung machen zwar eben so gute Wirkungen, sind aber wegen Bitterkeit zu widerwärtig. Alle drey sind recht wundersam für alle Wunden, sie mögen beschaffen seyn, wie sie wollen, wenn sie nur nicht ganz tödtlich, so heilet sie dieser Balsam innerhalb 24. Stunden also zusammen, daß kaum ein Wundmahl übrig bleibt. Dieß habe ich selbst erfah-

Canime, ein kostbarer Balsam.

erfahren, denn als oftmals unter besoffnen Indianern Raufhändel entstanden, und manche blutige Köpfe, und merkliche Wunden davon trugen, habe ich nur nach ausgewäschenen Wunden den Balsam darauf gegossen ohne selbe zu verbinden, den andern Tag war alles vollkommen geheilet, und aller Schmerz vorbey.

Espadilia hilft fürs Seitenstechen.

Die Blätter von der Matte, Espadilia genannt, sind ein treffliches Mittel wider das Seitenstechen. Es wächst selbe auf den Feldern zwischen den Wasen, und trägt 10. bis 12. Blätter, welche der Figur nach einen Dolchen vorstellen. Man nimmt davon 6. oder 8. Blätter, und läßt sie halb zerstoßen in einer proportionirten Quantität Wasser sieden, wenn der Patient von diesem Trank zwey, oder höchstens dreymal trinket, und zugleich die gesottene Blätter auf die schmerzhafte Seite auflegt, wird der Schmerz alsbald nachlassen.

Maria Panga löset die Geschwüre auf.

Das aufgelegte Baumblatt *Maria panga* zeitiget, und löset auf die Geschwüre, welche bey den Indianern wegen Feuchtigkeit der Erde sehr gemein sind.

Berbena, ein Mittel fürs kalte Fieber.

Das Kraut *Berbena*, welches unter dem Unkraut wächst, ist ein Specificum das kalte Fieber zu vertreiben, wenn man öfters das gesottene Wasser davon trinket, dieses ist zwar ziemlich bitter, und macht verschiedene Wirkung, bey einigen verursacht es starken Schweiß, bey andern ein öfteres

Erbre-

Erbrechen, aber beyden benimmt es ganz sicher das leidige Fieber.

Der bittere Saft der wilden Röhr, die häufig am Gestäd der Flüssen wachsen, und an ihrer Figur den süßen Zuckerähren gleichen, ist ein kräftiges Mittel in hitzigen Fiebern: Man läßt ihn nur sammt wenigen Zucker im Wasser sieden, alsdenn warm getrunken treibt er stark den Schweiß aus, nach welchem die Hitzen alsogleich nachlassen, und nach wiederholtem Trinken gar ausbleiben. Die *Piniones*, welche so groß und annehmlich als Mandelkern, dienen auch trefflich zum Purgieren, man darf aber nicht mehrer nehmen, als fünf, oder sechs, sonst wird die Operation zu stark, sie haben auch dieß besonders, daß, wenn man sie im Wein nimmt, und nach etwelchen Operationen Wasser trinkt, höret das Operiren auf, hat mans aber im Wasser genommen, läßt die Operation nach, wenn man Wein darauf trinket, hat man sie aber blatterdings geessen, so kann das Purgiren mit Wasser, oder Wein gestillt werden.

Wilde Röhre in hitzigen Fiebern zu gebrauchen.

Piniones trefflich zum Purgieren.

Die kleinere Zähne der Crocodilen sind das kräftigste Gegengift, man darf nur einen bey sich entweders am Hals oder Finger tragen; falls man etwas giftiges in einer Speis, oder Trank überkömmt, machet das Zähnlein ein Erbrechen, und treibt selbes

Zähne der Crocodilen sind Gegengift.

bes

bes wieder heraus: wird man aber von einem giftigen Thier, oder Schlangen gebissen, ziehet das Zähnlein das Gift heraus wenn mans auf die Wunde legt. Die Klauen von der Bestia grande sind ein treffliches Mittel wider das Gota coral, oder Magenkrampf, wenn der Patient ein Pulver darvon einnimmt, und eine Klau an Hals hänget. Das letzte Glied oder Beinlein von dem Schweif des Armadilio hilft für das Ohrenwehe, wenn mans in selbe hinein legt. Der Fisch *Curbinata* hält in seinem Kopf zwey harte Beinlein in Gestalt zwoer weissen Mandeln diese lösen vollkommen auf die Verstopfung des Urins, wenn man selbe zu Pulver stosset, und etwa so viel in einem laulechten Wein, oder Wasser einnimmt, als drey Kornkeru schwer sind, diese Dosin muß man nicht überschreiten, sonst treibts das Harren so stark, daß mans nicht mehr halten kann.

Die Klau der Danta ein Mittel für Magenkrampf. Der Schweif-Spitz des Armadilio stillet das Ohrensumsen.

Der Fisch Curbinata Mittel für Verstopfung.

Viele andere zu geschweigen will ich nur etwas noch melden von dem Mittel wider die *Niguas*, oder *Piques* als der allgemeinen Plag aller hitzigen Länder. Dieses kleinste, und schier unsichtbares Ungeziefer lagert sich gemeiniglich zwischen Haut, und Fleisch der Füsse und peiniget selbe durch schmerzhaftes Beissen: Innerhalb 24. Stund macht es darin ein Nestlein in Gestalt und Größe eines Perls von Eyern angefüllt, dabey ist

Niguas, oder Piques allgemeine Plag der hitzigen Länder.

wohl

wohl acht zu haben, daß man die Piques nicht alsogleich als sie verspühret, herausziehen lasse, sondern warte bis folgenden Tag, als an welchem das Nestlein vollständig gemacht, und mit einer Gluf, oder Nadelspitz leicht kann heraus gezogen werden, das Nestlöchel verstopfet man mit spannischen Toback als einem Hauptmittel alles Geschwür zu hindern. In Wahrheit ein große Beschwerniß ist es für Missionarien in hitzigen Ländern, daß sie schier täglich dergleichen Niguas sich müssen heraus ziehen lassen, doch wären diese noch zu gedulden, wenn sie allein, und nicht andere Plagcameraden darzu kämen, welche nicht nur einzeln, sondern Schaarenweis die Leute bestürmen, diese sind verschiedene Gattungen der stechenden Mücken, Wespen, Käfern, und andern Ungeziefers, welche sich in unzähliger Menge das Jahr hindurch wechselweis ablösen. Die boshafteste aus allen sind die Sangudos, welche nebst dem, daß sie einem das Blut aussaugen, noch darzu mit ihrem Surren, und Sumsen die Ohren also belästigen, daß man oft die Nacht nicht schlaffen, und beym Tag weder ruhig bethen, noch essen kann. Wider dergleichen Luftgeschmeiß wissen zwar die Indianer ihren Leib gar wohl zu schützen, als welchen sie täglich von oben bis unten mit pappendem Saft, und pechigten Farben überschmieren: aber da sie durch solche Schmierey sich äusserlich von der Mücken-

Sangudos, sehr überlästige Mücken.

cken-

ckenplag sicher stellen, verstopfen sie zugleich die nothwendige Ausdünstung, und ziehen sich innerliche Gebresten über den Hals. Zum besten hilft davor, wenn mans eine Zeit gedultig überträgt, denn nach, und nach wird die Haut durch öfters Beissen, und Stechen der Mucken also erhärtet, daß mans hernach nicht mehr fühlet.

Sumi. Erdläuse.

Unter den vielen Erdungeziefer in hitzigen Ländern sind die überlästigste die *Coquitos*, oder Piochos della Tierra auf Indianisch *Sumi* genannt, von welchen der Sandboden bey großen Flüssen gleichsam wimmelt, diese verursachen den Durchreisenden am ganzen Leibe ein entsetzliches Beissen, und Brennen, sie sind so klein, daß mans mit freyen Augen nicht sehen kann bis sie nicht mit gesogenem Blute angefüllt: das beste Mittel darwider ist der Blättertoback, wenn man ihn im Mund wohl zerkauet, und mit selbem sich einschmieret, dies tödtet das Ungeziefer, und vertreibt den Schmerz.

Tabackblätter heilen die Mückenbiß.

Nicht viel größer sind die *Coyas* aber noch weit schädlicher; diese Käferlein sind roth wie Scharlach, und wachsen nur im hitzigsten Erdreich: Wenn solche einem zu Leib kommen, muß er sich wohl hüten, daß er selbe nicht zerquetsche, denn wenn er auch nur ein einzige Coya, und nur auf der Hand zusammen drücket, wird ihm der ausgebreßte gifti-

Coya unter allen das schädlichste Käferlein.

giftige Humor nicht nur die Hand, sondern den ganzen Leib unförmlich aufschwellen machen, und kann er sich nicht anderst beym Leben erhalten als mit dem, daß er sich gänzlich entblöße, und sich um und um von oben bis unten mit angezündetem Stroh durchsengen lasse. Von diesen Coyas scheut sich sogar das Hornvieh, und macht einen Seitensprung alsbald es selbe erblicket: Wenn aber ein Pferd, Ochs, oder Kuh eine Coya unvermerkt mit dem Graß hinein frißt, so geschwillt es zum Bersten, und verliert ohne Rettungsmittel das Leben.

Die Coyas sind auch dem Vieh schädlich.

Wenn man also einerseits die unordentliche und unachtsame Lebensart der Indianer, andrerseits aber das so viele Mordzeug der giftigen Thiere, und Ungeziefers gedenken will, kann man sich leicht vorstellen, daß es unter ihnen an Kranken und Presthaften niemals ermangeln könne. Bey diesen aber ist ihre außerordentliche Geduld höchstens zu bewundern, als welche auch in schmerzhaftesten Krankheiten nicht die mindeste Ungeduld noch Wehklagen von sich spüren, und mit sich umgehen lassen, wie man will, besonders wenn sie die heilige Taufe empfangen, und etwas vom göttlichen Balsam der heiligen Religion gehört haben. Sie sterben auch insgemein ganz ruhig dahin, ohne daß ihnen weder das Gegenwärtige, noch das Zukünftige viele Kümmerniß mache. Denn

Wundersame Geduld der kranken Indianer.

wegen zeitlichen Gütern haben sie nichts zu sorgen, weil sie keine besitzen, die einen Werth hätten, und wegen den ewigen sind sie nicht sorgfältig, weil jene, die Christen sind, ihre Seligkeit ganz sicher hoffen, die aber als Heyden sterben, an das Ewige selten, oder gar nicht gedenken. Es läßt auch die Blöde ihres Verstands nicht zu, von Dingen, die nicht unter die Sinne fallen, sich den rechten Begriff zu machen. Wie ungereimt sie von Geistsachen urtheilen, werden folgende zwey Beyspiele klar zu erkennen geben: Als ich einstens einen todtkranken Indianer besuchte, sah ich mit Erstaunen, wie ihm sein Eheweib mit beyden Händen den Mund fest zuhielt, und als ich um die Ursach fragte, gab sie mir zur Antwort: Sie halte ihm das Maul derowegen zu, um seine Seele vom Ausfahren zu hindern, und ihren Mann beym Leben zu erhalten. Es lag ein andrer Indianer lange Zeit krank, den sein Mißionarius währender Krankheit getauft, und den Namen Ignatius beygelegt hatte. Da es mit ihm näher zum Sterben kam, und ihn der Mißionarius zur Fruhzeit besuchte, sagte er unter andern: Sey gutes Muths, mein lieber Ignazi, du wirst bald in Himmel kommen, und dort eine vollständige Ruhe zu genießen haben 2c. Gleich nach dem Mittagessen gieng er wiederum hin, fand aber die Hausgenossene mitten im Haus mit dem Grabmachen beschäfftigt, denen der

Beyspiele, wie ungereimt sie von der Seele urtheilen.

Kranke ganz ruhig zusah. Was thut ihr da? fragte der Pater, sie antworteten: Du hast ja heute fruh gesagt, der Ignazi werde bald sterben, wir wollen ihm also seine Ruhestatt hier eröffnen. Wenn die Seele vom Leib geschieden, erwidert der Mißionarius, wollen wir ihn begraben, aber nicht hier im Haus, sondern, weil die Kirche noch nicht erbauet, beym heiligen Mißion-Kreuz auf dem Platz. Nein, nein! sagten die Freunde, das wäre gefehlt, der arme Ignazi ist gar zu schwach, er könnte die große Platzregen nicht übertragen, noch vielweniger dort eine Ruhe geniessen. Nun kann man schließen, wie weit sich ihr dummer Verstand erstrecke? Aber dieser Unverstand wird ihnen doch nach ihrem Tode zum Nutzen gereichen, und sie vor dem strengen Richterstuhl Gottes von vielen Mißhandlungen zum Theil, wonicht gänzlich entschuldigen. Wie werden aber bey selbigem einmal jene gewissenlose Verläumder bestehen, welche nicht aus Unverstand, sondern aus vorsetzlicher Bosheit sich nicht gescheuet, die Welt mit Satyrischen Schriften anzufüllen, um selbe glauben zu machen, als hätten wir Mißionarien nicht aus Antrieb die Ehre Gottes, und das Seelenheil der Indianer zu befördern, uns in die neue Welt hinein begeben, sondern aus zeitlichen Absichten, aus Habsucht mit Gewerb, Goldsand und Goldstangen zu bekommen ꝛc. man hat uns Jesuiten doch

allezeit für vernünftige Leute gehalten, wären wir aber nicht die größte Thoren von der Welt gewesen, wenn wir unser liebes Vaterland, wo uns doch das Nothwendige nicht abgieng, sammt Verwandten und Bekannten auf lebenslang verlassen, und so langwierige, als gefährliche Reisen zu Wasser, und zu Lande vorgenommen hätten, um in America, ungeachtet aller Mühseligkeiten Europäische Windbeutel aufgeklärter Zeiten mit Goldstangen spicken zu können? Was hat man denn bey den Portugesischen Mißionarien von Goa, Brasil und Maragnon für Schätze gefunden, da man sie ganz unvermuthet überraschte, ihre Habschaften aufs genaueste durchsuchte, ihre Personen bis aufs Hemde ausgezogen, und sogar die Verwegenheit gehabt, einige Priester am blossen Leibe anzutasten, um zu forschen, ob sie nicht etwa zwischen Haut und Bein Gold verborgen hätten? Und so unmenschlich handelten Christen gegen ihre Mitchristen, gegen Unschuldige, gegen ihre eigene, gottgeheiligte Priester! — Mehrere dergleichen, den heutigen verlarvten Menschenfreunden so angenehme Raritäten kann man in dem Journal zur Kunstgeschichte des Herrn Christoph Gottlieb von Murr, zu Nürnberg gedruckt, im achten Theil ersehen.

§. 12.

§. 12.

Von unserm Abzug aus America, und wie selben die Indianer aufgenommen.

Um alle Weitläufigkeit zu vermeiden, will ich nur was umständlichers beschreiben, wie es in der Stadt Quito, wo ich damals selbst zugegen war, zugegangen, welches dem Leser zu einem Muster dienen kann, um beyläufig zu wissen, wie dieser Abzug auch anderwärts im ganzen Spannischen America geschehen. Zur Vorbereitung wurden das Jahr zuvor bis 8000. Mann Soldaten aus Spannien nach America abgeordnet, und in allen Orten, wo wir Jesuiten Collegia, oder Häuser hatten, ausgetheilt. Den Befehlshabern war unter Leib- und Lebensstrafe aufgetragen, von dem Hauptabsehen ihrer Ankunft bis auf den letzten Tag und Stunde das strengste Stillschweigen zu halten. Dieser Tag war schier überall der 20ste August des 1767. Jahrs. Wir Jesuiten in dem Collegio maximo zu Quito waren an der Zahl bis 80. Personen, theils Priester, und Brüder, theils Scholastici Theologi, und Philosophi. Diese hatten eben damals ihre jährliche Vacanz-Zeit, und befanden sich in unserm 6. Meilen entlegenen Mayrhof Scilio, wobey auch ich als Gast, da ich nach meiner Wiedergenesung

Vorbereitung zur Verweisung der Jesuiten aus America.

zur Mißion zurück zu kehren in Bereitschaft stund, zugegen war. Die vierzehntägige Vacanz gieng mit allem unschuldigen Vergnügen vorbey, ohne sich jemand was Arges träumen zu lassen. Der zwanzigste Tag des Augusts war eben der letzte der Vacanz, und zugleich der erste der schröckenvollen Tragödie, die man mit uns zu spielen anfieng. An diesem Tag früh Morgens nahmen wir, der Sache noch ganz unbewußt, unsre Rückkehr nach der Stadt, nach halb hinterlegten Weg kamen uns etwelche Manns- und Weibs-Personen entgegen, welche mit ganz traurigen Gebärden, und halbgebrochener Stimme zu uns sagten: Meine Patres! wir wissen nicht, was dieß bedeuten soll? Das Collegium ist mit Soldaten besetzt, und die Novizen hat man aus dem Noviziat nach ihrer Heimath geschickt ꝛc. Wir blieben vor Erstaunen eine zeitlang stehen, und berathschlagten uns unter einander, was zu thun wäre? Einige sagten: Lasset uns wieder nach dem Mayrhof, oder anderswo hingehen, da wir noch die Freyheit haben. Wessentwegen, sagten andre, sollen wir uns flüchtig machen, wir wissen uns ja in keiner Sache schuldig? Endlich haben sich zween Scholastici entschlossen voraus zu reiten, um nähere Kundschaften einzuholen. Nach nicht langer Verweilung kamen sie zurück mit Vermelden von Seiten des Herrn Präsidenten: Wir sollen nur ruhig ins Collegium kommen, es

werde

werde uns kein Leid wiederfahren. Beym Eintritt in die Stadt eröffnete sich unsern Augen die erste traurige Scene, da wir die Gassen und Fenster voll der Zuschauer erblickten, welche ganz erstummt uns mit vielen Seufzen und mitleidigen Augen entgegen sahen. An jedem Ecke des Collegiums stund eine Schildwache mit aufgepflanztem Bajonet, und zwey bey der Porte: als wir durch diese hineingeritten, fanden wir darinn den Herrn Präsidenten mit unserm P. Provincial, und einigen alten Priestern, welche mit erblaßtem und mit Zähern überronnen Angesichte uns bedeuteten: Es geschehe mit uns eben dasjenige, was vor wenig Jahren den Portugesischen Jesuiten begegnet, nämlich daß wir alle Spannische Länder räumen müßen. Hier kann sich jedermann leicht vorstellen, wie uns ums Herz müsse gewesen seyn, sonderbar den jungen Leuten, welche noch niemals das Weltmeer gesehen, und ihre ansehnliche Aeltern von der Regierung, und Handelstand sammt ihrem Vaterlande zu verlassen gezwungen waren? Wir Deutsche konnten uns doch mit diesem trösten, daß wir wiederum unser Vaterland zu sehen bekommten, an welches wir sonst nicht mehr zu denken gehabt hätten. Von Stund an war kein einzige Ordnung mehr im Haus, zum allerwenigsten in der Küche und Refectorio: Alle außere Thüren der Kirche, und Collegii wurden versperret und bewachet,

Schreckvoller Einzug in die Stadt.

Verwierung im Haus der Jesuiten.

zur Mißion zurück zu kehren in Bereitschaft stund, zugegen war. Die vierzehntägige Vacanz gieng mit allem unschuldigen Vergnügen vorbey, ohne sich jemand was Arges träumen zu lassen. Der zwanzigste Tag des Augusts war eben der letzte der Vacanz, und zugleich der erste der schröckenvollen Tragödie, die man mit uns zu spielen anfieng. An diesem Tag früh Morgens nahmen wir, der Sache noch ganz unbewußt, unsre Rückkehr nach der Stadt, nach halb hinterlegten Weg kamen uns etwelche Manns- und Weibs-Personen entgegen, welche mit ganz traurigen Gebärden, und halbgebrochener Stimme zu uns sagten: Meine Patres! wir wissen nicht, was dieß bedeuten soll? Das Collegium ist mit Soldaten besetzt, und die Novizen hat man aus dem Noviziat nach ihrer Heimath geschickt ꝛc. Wir blieben vor Erstaunen eine zeitlang stehen, und berathschlagten uns unter einander, was zu thun wäre? Einige sagten: Lasset uns wieder nach dem Mayrhof, oder anderswo hingehen, da wir noch die Freyheit haben. Wessentwegen, sagten andre, sollen wir uns flüchtig machen, wir wissen uns ja in keiner Sache schuldig? Endlich haben sich zween Scholastici entschlossen voraus zu reiten, um nähere Kundschaften einzuholen. Nach nicht langer Verweilung kamen sie zurück mit Vermelden von Seiten des Herrn Präsidenten: Wir sollen nur ruhig ins Collegium kommen, es

werde

werde uns kein Leid wiederfahren. Beym Eintritt in die Stadt eröffnete sich unsern Augen die erste traurige Scene, da wir die Gassen und Fenster voll der Zuschauer erblickten, welche ganz erstummt uns mit vielen Seufzen und mitleidigen Augen entgegen sahen. An jedem Ecke des Collegiums stund eine Schildwache mit aufgepflanztem Bajonet, und zwey bey der Porte: als wir durch diese hineingeritten, fanden wir darinn den Herrn Präsidenten mit unserm P. Provincial, und einigen alten Priestern, welche mit erblaßtem und mit Zähern überronnen Angesichte uns bedeuteten: Es geschehe mit uns eben dasjenige, was vor wenig Jahren den Portugesischen Jesuiten begegnet, nämlich daß wir alle Spannische Länder räumen müßen. Hier kann sich jedermann leicht vorstellen, wie uns ums Herz müsse gewesen seyn, sonderbar den jungen Leuten, welche noch niemals das Weltmeer gesehen, und ihre ansehnliche Aeltern von der Regierung, und Handelstand sammt ihrem Vaterlande zu verlassen gezwungen waren? Wir Deutsche konnten uns doch mit diesem trösten, daß wir wiederum unser Vaterland zu sehen bekommten, an welches wir sonst nicht mehr zu denken gehabt hätten. Von Stund an war kein einzige Ordnung mehr im Haus, zum allerwenigsten in der Küche und Refectorio: Alle außere Thüren der Kirche, und Collegii wurden versperret und bewachet,

Schreckvoller Einzug in die Stadt.

Verwierung im Haus der Jesuiten.

wie auch alle Anstalten vorgekehret, uns reißfertig zu machen. Es wurden alsogleich allerley Handwerksleute berufen, als, Schuster, Schneider, Kistler, Riemer und Sattler, sowohl uns alle vom Fuß auf zu kleiden, als allen Pack- und Reitzeug zurecht zu machen, denn wir zwanzig Tage zu Land auf Maulthieren bis zur Seefahrt zu reisen hatten.

Wie und auf was Weise das Königliche Decret ist angedeutet worden.

Nun will ich auch melden, wie uns das Königliche Decret seye angedeutet worden. An eben dem Tage, an welchem wir andre (wie oben gemeldet worden) von der Vacanz zurück kehrten, kam in aller Fruh, da man das Zeichen zum Aufstehen gab, der Herr Präsident sammt andern Gerichtsbeamten, und 40. Mann bewaffneter Soldaten zur Collegi - Porten, und zog an der Glocke, als der Portner die Thüre eröffnet, fragte der Präsident, ob der P. Provincial zu Haus wäre? Nach verstandener Gegenwart, befahl er selben herbey zu rufen, er hätte ihm was Wichtiges von Seiten des Königs zu berichten. Da der P. Provinzial, ein Mann von etlich und siebenzig Jahren, herbey gekommen, wurde ihm aufgetragen, alle Patres und Fratres, die zu Haus sich befanden, in der Recreations-Stube zusammenberufen zu lassen, um den Willen des Königs zu vernehmen. Nachdem alle beysammen, und der Herr Präsident sammt

Vorrede des Herrn Präsidenten.

seinen

seinen Amts-Verwandten auf einer, die Unsrige auf der andern Seite niedergesessen waren, machte er einen kurzen Vorspruch, mit Vermelden: Es fiel ihm zwar sehr schwer, einen so harten Auftrag des Spannischen Monarchen seines Herrn, auf sich zu nehmen, weil aber sein Leben, und was er noch mehrers schätzte, seine Ehre daran gelegen, sehe er sich gezwungen, selben genau zu vollziehen rc. Gab alsdann das von Spannien gekommene Decret seinem Secretario herabzulesen, dessen Inhalt hauptsächlich in dem bestund, daß es Sr. Königl. Majestät gar nicht angenehm wäre, was solches mit uns Jesuiten vorzunehmen, als welche Seiner Krone mannigfaltige gute Dienste geleistet hätten. Es forderten aber die Ruhe und Sichterheit seiner Staaten, wie auch andre wichtige Ursachen, die Er doch aus Königl. Großmuth in seinem Herzen behielt, uns sogenannten Jesuiten von seinen Ländern zu entfernen rc. Die Unsrige, besonders die alte gute Patres, derer ein und andrer bis 80. Jahr alt war, erblaßten im Angesichte, und fiengen an bitterlich zu weinen, ohne eine Sylbe reden zu können. Der Herr Präsident, dem das Mitleiden auch ein und andern Zäher ausgedrücket, bemühete sich, den Bedrangten mit halbgebrochner Stimme einen Trost zuzusprechen, und sagte: Meine Patres! ich bedaure sie von Herzen, schicken sie sich gleichwohl gutwillig darein. Ich

Inhalt des Spannischen Decrets.

Herr Präsident tröstet die Jesuiten.

meiner Seits werde alles mögliche thun, um sie mit allem Nothwendigen zu versehen, und ihnen ihre Abreise, als weit sich meine Jusisdiction erstreckt, bequem und erträglich zu machen. Gieng alsdann zur Thür hinaus, und begehrte gemäß seiner Instruction die Hauptschlüssel von den Obern und Procuratoren, durchgieng die obere und untere Gänge, und ließ ein- und anders Zimmer aufsperren, ohne hinein zu gehen. Bey einer so großen Drangsal waren wir Quitenser doch diesseits glückselig, daß wir einen so leutseligen Herrn Präsidenten gehabt. Der Himmel vergelte mit allem Seegen seine edle Denkungsart, und christliche Wohlthätigkeit!

Abreise von Quito. Nachdem man zwölf Tage mit Ausrüstungen zugebracht, und es nicht möglich war, uns alle auf einmal fortzubringen, wurden wir in zwo Caravanen abgetheilt, und für jeglichen 3. Mulas, oder Maulthiere bestellet, eines für seine Person, die andre zwey für sein Bettzeug und Pagage zu tragen. Am Vorabend wurde in der Stadt öffentlich ausgerufen, daß sich niemand bey großer Strafe unterfangen sollte, unsrer Abreise etwas in Weg zu legen. Der erste Aufbruch, bey dem auch ich gewesen, geschah den 3ten Sept. 1767. noch bey finsterer Nacht mit Fackeln und Laternen, dessen ungeacht waren die Gassen mit Menschen

besezt,

besetzt, welche solches Weinen und Wehe-klagen vollbrachten, daß einer ein steinernes Herz müßte gehabt haben, wenn er sich von Zähern hätte enthalten können. Wir wurden von 6. Soldaten begleitet, nicht so fast uns zu bewachen, als die Indianer, welche die Maulthiere besorgten, in Ordnung zu halten. Nach hinterlegtem Weg von vier Stunden, langten wir bey einer der unsrigen Hazienda, oder Mayrhof an, wo man uns zugleich das Fruhstück und Mittagmahl zubereitete. Gegen zehn Uhr setzten wir unsern Marsch fort, und wurden Abends um 4. Uhr wiederum in einem Mayrhof einquartiert. Am andern Tage nach Sonnen Aufgang packte ein jeder das Seinige zusammen. Einer las die heilige Messe, welcher die übrige beywohnten, nach dieser setzten wir uns zu Tisch. Um 9. Uhr herum bestiegen wir unsre Mulas, und ritten in einem Stück fort bis gegen 4. Uhr Abends. So geschah es schier alle übrige Tage, die wir auf dieser Landreise mit etwelch untermengten Rasttägen zugebracht. An Speis und Trank ließ man uns nichts abgehen, so lange die Jurisdiction des Herrn Präsidenten zu Quito gedauret. Wir hatten aber auch eine gute Fütterung gar wohl vonnöthen, denn durch das beständige reiten auf einem rauhen und steinigten Wege, wo es auch immer Berg auf, Berg ab gieng, und manche Flüsse und Bäche zu durchsetzen waren,

Wie der Marsch der vertriebenen Jesuiten zu Lande eingerichtet war.

ren, wurden wir ziemlich abgemattet; Nebst dem trafen uns oftmals zum Nachtquatier nur indianische Strohhütten, in welchen wir bis 50. an der Zahl nebeneinander gleich den Feldsoldaten liegen mußten. Denn mindesten Unkosten machten die arme Maulthier, als welche ihnen selbst das Futter zu suchen hatten, denn so bald wir bey einem Nachtqutier angelangt, und sie abgeschirret waren, banden ihnen die Indianer die zween fodern Füsse, damit sie nicht entlaufen konnten, und ließen sie auf den Heiden herum hüpfen das schlechte Gras abbeissen. Alle diese Mulas sammt Zeug, und Sattel, wie auch die Indianer waren von unsern Häusern, und Mayrhöfen hergenommen, dessentwegen sie auch ganz willig uns ihre letzte Dienst erwiesen, und dieß um desto mehr, weil sie auch, obwohl unschuldiger Weis, vielen Anlaß zu unserm Unheil gegeben: Denn hätten wir Jesuiten nirgendswo zeitlicher Habschaften, und Güter gehabt, welche uns in Stand gesetzt ohne dem Publico zu einiger Last zu seyn gemäß unsers Instituts auf Canzeln, in Schulen, Missionen ꝛc. eben diesem Publico, und der Kirche wichtige Dienste zu leisten, so würde, glaub ich, gewiß niemand uns gänzlich zu unterdrucken gedacht, vielweniger würden wir uns so viele Beneider, und gewissenlose Verleumder über den Hals gezogen haben, welche noch bis auf heutigen Tag sich nicht scheuen, den ame-

Die Lastthier auf Reisen werden nicht gefüttert.

americannischen Jesuiten ungeheure Reichthümer anzudichten, wie ichs vor kurzer Zeit in einer deutschen Lebensbeschreibung des Herrn Bischofs Palafox gelesen. Mein! wie leicht setzet man nicht, zwo, drey, und vier Nullen für eine, wo bleibt aber die Wahrheit?

Nach etlich, und zwanzig Tägen langten wir beym Ort *Botegas* an, wo wir die Waarenniederlag zur Herberg bekommen, und bis 8. Tag ausgeruhet, wie auch von unsern bisherigen Geleit uns beurlaubet haben. Von da aus wurden wir zu Wasser auf dem Fluß *Quaynquil* nach dem Meerport gleiches Namens geliefert, auch da hat uns an nichts anders gemangelt, als an der Freyheit, denn wir beständig das Haus hüten, und 6. Wochen lang die andere Caravan erwarten mußten: als auch diese angelanget, und etwelche Tag ausgeruhet hatte, wurden wir auf zwey Schiffen abgetheilt nacher *Panama* geführt, und hat sich das Südmeer, welches man billig Pacificum nennet ganz günstig erzeigt, nur daß es jenen, die niemals den Meerluft erfahren den Magen hat umgekehret. Zu *Panama* einer befestigten Stadt, wo damals das Regiment der spannischen Könige, unter welchen auch ein, und anderer Deutscher benanntlich Joseph Berner Müllerssohn von Würzburg war, zur Besatzung lag, wurden wir in unserm Collegio als Arrestanten tractirt,

Botegas, letztes Ort der Landreiß bey Vertreibung Jesuiten.

Quayaquil ein Port des Südmeers.

tirt, und zogen täglich 40. Mann mit Tromel, und Pfeifen uns zu bewachen auf. Dieses Collegium hatte in allem nur Acht Zimmer für eben so viele Personen, die es vorhin bewohnten: Man kann sich also leicht vorstellen, wie geschmeidig wir uns 80. an der Zahl darin zu machen, und wie eng neben einander auf dem Boden in der Nacht zu liegen gezwungen waren? Nebst dem war im ganzen Haus kein heimliches Gemach, und mußten wir das große Ungemach der unsauberen Geschirr, welche täglich von schwarzen Buben ausgetragen wurden, bey Tag, und Nacht in den Zimmer erdulden. In dem obern Gang wurde uns gestattet 6. kleine Tragaltär aufzurichten, es mußte aber ein jeder der die heilige Meß lesen wollte, sich selber die Kerzen, und Wein darzu verschaffen. In eben diesem Gang nahmen wir auch sowohl das Mittag- als Nachtmahl ein, bey welchem kein einzige Gefahr war sich zu überessen: zum besten befanden sich dabey die Lieferanten, denen, je leerer unsere Mägen, desto völler ihre Beutel vermög doppelter Kreide wurden.

Zu Panama litten wir viele Ungemach.

Bey so vielen Mühseligkeiten, und beständiger Gemüthsbeschwerniß rißen allgemach unter uns auch die Leibskrankheiten ein: das erste Schlachtopfer der grausamen Verfolgung war unser Oberhaupt der P. Provincial Michael *Hermanosalvas* ein Qui-

Todfall des P. Provincials.

tenser,

tenser, und Mann von 75. Jahren: anfangs stoßte ihm bey Lesung der heil. Messe eine Ohnmacht an, und in Zeit von drey Tägen war er eine Leiche. Am Tag seiner Begräbniß, welche bey anbrechender Nacht geschah, wurde uns Jesuiten nur zugelassen dem entselten Leichnam mit brennenden Kerzen die Stiege hinunter zubegleiten bis zur Portenthür, vor welcher schon die ganze Gemeinde der wohlehrwürdigen P.P. Augustinern in Bereitschaft stund selben zu übernehmen, dem sie auch in ihrer eigenen Gruft ein gelegenes Ort verstattet, und den andern Tag einen herrlichen Gottesdienst gehalten haben, Gott wird es ihnen belohnen, welcher uns noch überall gute Freund, und Gutthäter verschafft hat.

Nachdem wir zu Panama 7. Wochen lang ausgehalten, wurden wir wiederum auf Maulthier über die Erdzunge, welche das Südmeer vom Nordmeer absöndert nacher *Cruzes* geliefert, auf dieser Reise ist der *P. Valenzia* einer des reichsten Kaufmanns zu Papayan Sohn erkranket, und bald darauf zu Cruzes in 27. Jahr seines Alters durch den Tod in die Freyheit der Kinder Gottes übersetzet worden. Von da aus sind wir auf kleinern Schiffen Balandres genannt nacher *Carthagena* dem Hauptort des spannischen America gefahren, und innerhalb 16. Tägen nach zweytägigen stürmischem Wetrer

Cruzes, ein kleiner Meerport, wo P. Valenzia gestorben.

Carthagena erster Meerport im spannischen America.

ter glücklich angelangt. Allda wurden wir in unserm Collegio weit leutseliger und freygebiger behandelt, als vormals zu Panama. An Speis, und Trank war vielmehr ein Ueberfluß, als Abgang, man hörte auch kein Geräusch von Waffen, nur stunden bey der Porte drey Soldaten ohne Wacht zu stehen, und da man die bey Meerporten gewöhnliche Waaren-Visitation vornahm, mußte zwar ein jeder von uns sein Baul, oder Reistruhe eröffnen, in welcher die Officianten nur hinein sahen, ohne etwas durch zu suchen.

Ungemach auf dem Weltmeer.

Nach Verlauf anderthalb Monat wurden wir Quitenser zwey kleinern Kauffartheyschiffen für die langwierige Meerfahrt nacher Europa eingeschifft, bey dieser hatten wir alle, sonderbar die alte kraftlose Patres sehr vieles zu leiden, denn weil unser Anzahl groß, die Schiffe klein, und das Weltmeer immer unruhig war, konnten sie niemals aufrecht sich erhalten, vielweniger vom untern Theil des Schiffs, wo wir schliefen, zum obern hinauf kräppeln um einen frischen Luft zu schöpfen, dessen sie doch höchst dürftig waren, denn auch ein junger Mensch den üblen Geruch, und Schrwülstigkeit darunten kaum auszustehen vermöchte. Dieses Ungemach hat endlich den guten alten deutschen P. Franc. Rhenn, aus der renischen Provinz den Garaus gemacht: Er war ein Mann von 77.

Tod des P. Franc. Rhenn.

Jah-

Jahren, von denen er bis fünfzig in apostolischen Arbeiten hat zugebracht, zur Belohnung hat man seinen Leib nicht den scheußlichen Würmen, sondern den saubern Meerfische zur Nahrung gegeben. O schöner Weltdank! gleiches Schicksal hat auf dem andern Schiff erfahren müssen Frater Adam Schwarz, ein Buchdrucker von Dillingen gebürtig. Es hatte sein Schiffspatron mehrere der unsrigen auf sein Bord genommen, als der Raum des Schiffs gemächlich fassen konnte, also zwar, daß sie zur Nachtszeit gezwungen waren abzuwechseln, und einer aufstehen mußte, damit der andere zum Schlafen sich niederlegen konnte. Der dienstwillige Adam um andre zu schonen begnügte sich mehrentheils nur mit Sitzen ein wenig Schlaf zu genießen, da es zugleich mit der Nahrung klemm, und gesparsam hergieng, haben ihn nach und nach die Leibskräften also verlassen, daß er in ein tödtliche Ohnmacht dahin gesunken, und aus Abgang der Arzneymittel im 37. Jahr seines Alters seinen Geist aufgegeben hat.

Tod des Bruders Adam Schwarz.

Nach hinterlegten 1500. Seemeilen sind wir innerhalb 48. Tägen zu Cadix angelangt: den dritten Tag wurden wir auf Barcos nach dem Port Sancta Maria geliefert, und gleich beym Eintritt im Amthaus mit gutem Schocolat gelabet, wobey uns viele auch Standspersonen besuchten. Darauf theilte man uns

Anländung zu Cadix.

ter glücklich angelangt. Allda wurden wir in unserm Collegio weit leutseliger und freygebiger behandelt, als vormals zu Panama. An Speis, und Trank war vielmehr ein Ueberfluß, als Abgang, man hörte auch kein Geräusch von Waffen, nur stunden bey der Porte drey Soldaten ohne Wacht zu stehen, und da man die bey Meerporten gewöhnliche Waaren-Visitation vornahm, mußte zwar ein jeder von uns sein Baul, oder Reistruhe eröffnen, in welcher die Officianten nur hinein sahen, ohne etwas durch zu suchen.

Ungemach auf dem Weltmeer.

Nach Verlauf anderthalb Monat wurden wir Quitenser zwey kleinern Kauffartheyschiffen für die langwierige Meerfahrt nacher Europa eingeschifft, bey dieser hatten wir alle, sonderbar die alte kraftlose Patres sehr vieles zu leiden, denn weil unser Anzahl groß, die Schiffe klein, und das Weltmeer immer unruhig war, konnten sie niemals aufrecht sich erhalten, vielweniger vom untern Theil des Schiffs, wo wir schliefen, zum obern hinauf kräppeln um einen frischen Luft zu schöpfen, dessen sie doch höchst dürftig waren, denn auch ein junger Mensch den üblen Geruch, und Schwülstigkeit darunten kaum auszustehen vermöchte. Dieses Ungemach hat endlich den guten alten deutschen P. Franc. Rhenn, aus der reinischen Provinz den Garaus gemacht: Er war ein Mann von 77. Jah-

Tod des P. Franc. Rhenn.

Jahren, von denen er bis fünfzig in apostolischen Arbeiten hat zugebracht, zur Belohnung hat man seinen Leib nicht den scheußlichen Würmen, sondern den saubern Meerfische zur Nahrung gegeben. O schöner Weltdank! gleiches Schicksal hat auf dem andern Schiff erfahren müssen Frater Adam Schwarz, ein Buchdrucker von Dillingen gebürtig. Es hatte sein Schiffspatron mehrere der unsrigen auf sein Bord genommen, als der Raum des Schiffs gemächlich fassen konnte, also zwar, daß sie zur Nachtszeit gezwungen waren abzuwechseln, und einer aufstehen mußte, damit der andere zum Schlafen sich niederlegen konnte. Der dienstwillige Adam um andre zu schonen begnügte sich mehrentheils nur mit Sitzen ein wenig Schlaf zu genießen, da es zugleich mit der Nahrung klemm, und gesparsam hergieng, haben ihn nach und nach die Leibskräften also verlassen, daß er in ein tödtliche Ohnmacht dahin gesunken, und aus Abgang der Arzneymittel im 37. Jahr seines Alters seinen Geist aufgegeben hat.

Tod des Bruders Adam Schwarz.

Nach hinterlegten 1500. Seemeilen sind wir innerhalb 48. Tägen zu Cadix angelangt: den dritten Tag wurden wir auf Barcos nach dem Port Sancta Maria geliefert, und gleich beym Eintritt im Amthaus mit gutem Schocolat gelabet, wobey uns viele auch Standspersonen besuchten. Darauf theilte man uns

Anländung zu Cadix.

in verschiedene Conventer aus, mich traf nebst andern 23. das Convent der Wohlehrwürdigen P.P. Observanten, durch deren mildreiche Versorgung wir uns bald von den Reisbeschwernissen haben erholen können. Innerhalb kurzer Zeit waren in diesem Port Sancta Maria bis 2000. americanische Jesuiten zusammen gekommen aus 7. spannischen Provinzen als *Mexico*, *Paraquay*, *Chile*, *Lima*, *Santa Fee*, *Quito*, und *Philipinas*. Im hiesigen Hospitio der Missionen allein wurden 400. einquartirt, die übrige aber in den Conventern der P.P. Augustiner, Dominicaner, Paulaner, Franciscanern Recollecten, und Reformaten auf Königliche Rechnung ausgetheilet. Die größte Anzahl der Unsrigen, wie leicht zu erachten, machten aus die junge Priester, und Scholastici, derer die meiste in America gebürtig waren, diesen hatte man weis gemacht, wofern sie der Societät entsagen, und das Ordenskleid ausziehen wollten, wurde man sie wiederum nacher America zurück führen: Man gab auch schon dazumal in der ganzen Stadt vor, daß der Jesuiter-Orden in der ganzen Welt werde aufgehoben werden. Durch solchen Ruf, und Vaterlandsliebe angetrieben haben sich alsogleich bis 200. zum Ordensabschied angetragen, diese hat man auf der Stelle von uns andern abgesöndert, und ihnen zwey besondere Stadthäuser zur Wohnung angewiesen. Aber leider!

Aufenthalt der unsrigen im Port Santa Maria.

Die junge Jesuiten wurden schändlich betrogen.

der! da sie schon frohlockten, und einander zum lieben Vaterland Glück wünschten, kam ganz unverhoft von Madrit neue Ordre, Kraft welcher auch sie nacher Welschland, und zwar nacher Rom sollten geliefert werden um sich vom heiligen Vater dem Pabst von ihrem geistlichen Ordensgelübden losmachen zu lassen, als welches in des Königs Gewalt nicht stunde: und doch hatte man uns schon im Königlichen Decret den häßlichen Nachnamen Exjesuiten beygelegt. Hätten nicht ihre Provincialen, die gegenwärtig waren, die Gelübde gemäß ihres vergönnten Gewalts auflösen können? aber hätte sie auch Gott Vater selbst von selben losgesprochen, würden sie doch ihr Vaterland so bald nicht zu sehen bekommen haben, nach welchen sie noch bis auf heutigen Tag zum Vergnügen der spannischen Staats-Politiker seufzen müssen.

Schiffahrt nacher Welschland.

Als es nun wiederum nach 7. Wochen zum Aufbruch kam, wurden wir auf 9. gemietheten Schiffen, darunter zwey Engländische, ein Schwedisches, und eines von Ragusa gewesen, eingeschiffet. Wir Deutschen hundert an der Zahl sammt 13. Welschen bestiegen das spannische Kriegsschiff von 70. Canonen, welches die übrige convoierte, auf diesem hatten wir Raum genug so wohl beym Essen, als Schlafen, und ist meines Erachtens auf der Welt nichts se-

Ein großes Kriegsschiff billig unter die Weltwunder zu zählen.

henswürdiger, als das große, kunstreiche und kostbare Gebäude eines solchen Schiffs. Es befanden sich darauf bis 300. Matrosen, oder Seeleut, 250. Soldaten sammt Feuerwerkern, und doppelten Officiern; bis 30. Köch, Kochhelfer, Bäcker, Barbierer, Aufwarter rc. 24. Knaben zum Ausleeren. 6. Ober= und Unterpiloten, 2. Schiffscapitain, Weltpriester: über 2000. Hennen, 40. lebendige Ochsen: ein kleine Heerde Schwein, und so viele Schaf mit andern verschiedenen Vorrath von Lebensmitteln. Das beste war, daß wir keinen Abgang am süssen Wasser gehabt, welches doch sonst auf dem Meer die gemeine, und größte Plag, und die meiste Ursache der Krankheiten zu seyn pflegt. Nahe bey Gibraltar ist das Ragusaner Schiff, wo sich die Abgesönderten befanden, leck geworden, und mußte dort verbleiben sich ausbessern zu lassen, die darauf waren, wurden unter den übrigen zu ihrer größten Ungelegenheit eingetheilet. Nach Verlauf 3. Wochen langten wir bey der Insel Corsica an, wo damals alle spannische Jesuiten sowohl aus Europa, als America zu verbleiben hatten: uns Deutsche, und Welsche führte man nach dem Genuesischen Gebiethe, und wurden jedem Deutschen 75. spanische Thaler zum Abschied, und fernern Reise ausbezahlt.

Jederman kann sich leichter einbilden, als ich beschreiben, was Erstaunen ein so unver-

muthetes, als gewaltthätiges, Verfahren des spannischen Hofs mit uns Jesuiten überall, sonderbar bey den Indianern verursachet habe, diese wollten sich auch mit dem nicht begnügen lassen, daß man ihnen bedeutete, es wäre also der Willen des Königs, den sie wußten doch auch, daß der König nicht Gott, sondern ein Mensch seye, und also auch wie andere Menschen durch falsche Bezüchtigung- und Verleumdungen könne betrogen werden, wie es leider der verstorbene König in Portugall zum größten Unheil auch der adelichsten Personen des Reichs sattsam erfahren hat. Nebst dem erkannten die Indianer in den Missionen nur gar zu wohl, was sie an uns zu verlieren hätten; als von welchen sie bis zweyhundert Jahr lang nicht nur im Geistlichen, sondern vielen Theil auch im Zeitliche versorget, und wider ungerechte Bekränk- und Erpressungen, sind beschützet worden. Hinfüran aber ganz unbekannte, unerfahrne, und für lange Zeit Sprachlose Missionarien sich müßten aufdringen lassen. Sie widersetzten sich also unserm Abzug nach allen Kräften, und würde die spannische Mannschaft nicht überall hinlänglich gewesen seyn, wenn nicht die Missionarien selbst sie inständig gebethen hätten, daß sie ihnen gestatten möchten mit Ruhe hinweg zu gehen, und den Willen des Königs vollziehen: Es wäre dieß vielleicht nur ein gählinger Sturm, der sich bald wiede-

Die Indianer widersetzen sich dem Abzug der Jesuiten.

Die Missionarien treten ins Mittel.

rum legen würde: das beste, und einzige Mittel selben zu stillen, und den König zu besänftigen wäre der bereitwillige Gehorsam, da im Gegentheil der Ungehorsam sowohl den Missionarien, als ihnen zum größten Schaden gereichen würde rc. Mit diesen, und dergleichen haben sich endlich die Indianer zur Ruhe gethan nur die von Mexico ausgenommen, wie wirs hernach sehen werden. Wie schmerzhaft aber die beyderseitige Beurlaubung gewesen seye, kann derjenige fassen, der sich vorstellet, was großes Leidwesen zwischen Vätern, und Kindern, oder auch guten Freunden zu entstehen pflege, wenn sie mit Gewalt von einander zu scheiden gezwungen werden.

Grand-Para Portugesischer Meerport.

Mit den Missionarien der quitensischen Mission hat die spannische Regierung veranstaltet, daß sie nicht nacher Quito, sondern auf dem Fluß Maragnon nacher Grand-Para dem Portugesischen Meerport, von da aus nacher Lisabon, und endlich nacher Cadix geliefert werden. Zu Para, wo vormals der Stadthalter Mendoça Furtado ein leiblicher Bruder des Marquis von Pombal, und also ein geschworner Jesuiten-Feind die Portugrsischen Missionarie zu tyranzsiren hat angefangen (dessen schreckbaren gähen Tod man in dem Journal des Herrn von Murr im achten Theil nachlesen kann) wurden die unsrige von Quito auf eben die Art, wie die Portugesische behandelt, und zur langen

Schif-

Schiffahrt nacher Europa im untern Theil des Schiffs eng zusammen gesperrt, sie mußten auch den ganzen Weg mit der schlechten Galiotenkost sich begnügen lassen. Durch solches unbarmherziges Tractament wurden sie also abgeschwächt, daß es auch drey Deutsche das Leben gekostet, wie mirs nachmals erzählet ist worden. Der erste war *Jos. Palme* in Böhmen gebürtig, dem ein angestoßene Krankheit, und gänzlicher Abgang der Arzney im 35. Jahr seines Alters den Garaus gemacht: die andern zween waren P. Adam *Widman*, von Aichstädt, P. Leonardus *Deubler*, aus der Rheinischen Provinz, derer ein jeder über 40. Jahr seine Lebenstäg in der Mission hat zugebracht: als diese halb tod zu Lisabon angelanget, und aus dem Schiff an das Gestad gekommen, haben beyde auf diesem ihren Geist aufgegeben der P. Widman, 72. und P. Deubler, 78. Jahr alt.

Tod des P. Palme.

Tod der PP. Widman und Deubler.

Nun von Mexico zu reden hat dort unser Abzug verursachet, daß auch viele Indianer das Leben, und noch mehrere ihre Freyheit verlohren haben. Es befanden sich in dem Collegio der indianischen Stadt Sant-Luys, 3. Tagreisen von der Stadt Mexico entfernt 14. Personen der unsrigen, mit denen man eben so, wie es mit den Jesuiten in Spanien geschehen, verfahren ist, nämlich man holte sie von ihren Zimmern ab, und führte sie auf der Stelle in Kutschen hinweg.

Sant-Luys eine Stadt im merikanischen Reich.

Die Indianer wußten anfangs nicht, was dieses bedeuten sollte, als sie aber vermerket, daß man selbe gar ausser Land führen wollte, sind ihrer etlich hundert eilends nachgezogen, und da sie innerhalb zwey Tägen darzu gekommen, vertrieben, sie die spannische Convoy, spannten die Pferde aus, und zogen sie selbsten die Patres in den Wägen zurück in die Stadt mit Betheuren, sie wollten auf keine Weis ihre Patres von ihnen hinweg lassen, befahlen zugleich denselben ihre Aemter, und Verrichtungen in dem Collegio fortzumachen wie zuvor ohne sich vieles zu bekümmern, daß ihnen was Leids widerfahren möchte. Zur Sicherheit bewachteten sie bey Tag, und Nacht die Portenthür, und kamen täglich Cassiquen, oder indianische Vorsteher in das Collegium um zu sehen, ob alle Patres zugegen wären, und ob ihnen nichts abgieng: kaum hatte der Vicekönig zu Mexico von diesem Vorfall Nachricht bekommen, veranstaltete er alsogleich, daß bis 4000. Mann Soldaten von verschiedenen Ortschaften zusammen gezogen wurden, welche nach Verlauf kurzer Zeit mit einigen Feldstücken gegen die Stadt Sant-Luys angerücket, und selbe auf allen Seiten umrungen haben. Einer so großen Menge regulierter Truppen, die ihnen unverhoft auf den Hals kam, getrauten sich die Indianer nicht den mindesten Widerstand zu thun, und ergaben sich gleich bey erster Aufforderung auf

Die Indianer wollen die unsrigen von dort nicht hinweg lassen.

Die Indianer werden durch überlegene Kriegsmacht bezwungen.

Gnad,

Gnad, und Ungnad: Das erste, was man nach in Besitz genommener Stadt vornahm, war, daß man die unsrige alsogleich in vorigen Kutschen hinweg führte, darauf wurde eine Menge der Indianern handfest und mit ihnen ein kurzer Proceß, Kraft welchem 24. der Rädelsführer aufgeknüpft, und nach der Zeit bis 300. über das Meer nach der Insel Havanna in das Elend verbannet worden, also, hat es mir nachmals einer der unsrigen Priester, der selbst darbey gewesen, in dem Port Santa-Maria erzählet. Vielleicht wird dieses gar zu strenge Verfahren hernach die Spannier schon oftmals gereuet haben, sonderbar bey jetzigen Umständen, da sie mit England im Krieg verwickelt und zugleich die Indianer das Beyspiel der sich von England freygemachten Colonien vor Augen haben, welche doch gegen den spannischen Besitzungen in America nur als ein Handvoll zu rechnen. Mit Aufhenken, und Verbannen werden sie den eingebohrnen Americanern das Rebelliern niemals verleiden, wenn sie nicht ganze Städt Dorfschaften, und Pflanzörter entvölkeren wollen, die ihnen doch zum eigenen Unterhalt ganz unentbehrlich sind. Das einzige Mittel die Unterthanen sonders in America im Zaum, und schuldigen Gehorsam so wohl gegen Gott, als der rechtmäßigen Obrigkeit zu erhalten ist pur allein die heilige Religion, und das wahrhafte Christenthum, wie man es in allen Jahrschriften

Die Indianer werden theils am Leben theils mit verbannen gestraft.

Die heilige Religion bezähmet die Menschen.

Die Indianer wußten anfangs nicht, was dieses bedeuten sollte, als sie aber vermerket, daß man selbe gar ausser Land führen wollte, sind ihrer etlich hundert eilends nachgezogen, und da sie innerhalb zwey Tägen darzu gekommen, vertrieben, sie die spannische Convoy, spannten die Pferde aus, und zogen sie selbsten die Patres in den Wägen zurück in die Stadt mit Betheuren, sie wollten auf keine Weis ihre Patres von ihn... hinweg lassen, befahlen zugleich denselben ihre Aemter, und Verrichtungen in dem Collegio fortzumachen wie zuvor ohne sich vieles zu bekümmern, daß ihnen was Leids widerfahren möchte. Zur Sicherheit bewachteten sie bey Tag, und Nacht die Portenthür, und kamen täglich Cassiquen, oder indianische Vorsteher in das Collegium um zu sehen, ob alle Patres zugegen wären, und ob ihnen nichts abgieng: kaum hatte der Vicekönig zu Mexico von diesem Vorfall Nachricht bekommen, veranstaltete er alsogleich, daß bis 4000. Mann Soldaten von verschiedenen Ortschaften zusammen gezogen wurden, welche nach Verlauf kurzer Zeit mit einigen Feldstücken gegen die Stadt Sant-Luys angerücket, und selbe auf allen Seiten umrungen haben. Einer so großen Menge regulierter Truppen, die ihnen unverhoft auf den Hals kam, getrauten sich die Indianer nicht den mindesten Widerstand zu thun, und ergaben sich gleich bey erster Aufforderung auf

Die Indianer wollen die unsrigen von dort nicht hinweg lassen.

Die Indianer werden durch überlegene Kriegsmacht bezwungen.

Gnad,

Gnad, und Ungnad: Das erste, was man nach in Besitz genommener Stadt vornahm, war, daß man die unsrige alsogleich in vorigen Kutschen hinweg führte, darauf wurde eine Menge der Indianern handfest und mit ihnen ein kurzer Proceß, Kraft welchem 24. der Rädelsführer aufgeknüpft, und nach der Zeit bis 300. über das Meer nach der Insel Havanna in das Elend verbannet worden, also, hat es mir nachmals einer der unsrigen Priester, der selbst darbey gewesen, in dem Port Santa-Maria erzählet. Vielleicht wird dieses gar zu strenge Verfahren hernach die Spannier schon oftmals gereuet haben, sonderbar bey jetzigen Umständen, da sie mit England im Krieg verwickelt und zugleich die Indianer das Beyspiel der sich von England freygemachten Colonien vor Augen haben, welche doch gegen den spannischen Besitzungen in America nur als ein Handvoll zu rechnen. Mit Aufhenken, und Verbannen werden sie den eingebohrnen Americanern das Rebelliern niemals verleiden, wenn sie nicht ganze Städt Dorfschaften, und Pflanzörter entvölkeren wollen, die ihnen doch zum eigenen Unterhalt ganz unentbehrlich sind. Das einzige Mittel die Unterthanen sonders in America im Zaum, und schuldigen Gehorsam so wohl gegen Gott, als der rechtmäßigen Obrigkeit zu erhalten ist pur allein die heilige Religion, und das wahrhafte Christenthum, wie man es in allen Jahrschriften

Die Indianer werden theils am Leben theils mit verbannen gestraft.

Die heilige Religion bezähmet die Menschen.

ten ersehen kann. Nun da man den Americanern ihre geistliche Väter, von denen sie von Jugend auf im wahren Christenthum sind unterrichtet, und auferzogen worden, mit Gewalt hinweg genommen, und die nächste beste ganz unbekannte zugesendet hat, wird auch bey ihnen die heilige Religion kein so großen Eindruck mehr machen, vielweniger wird unser Abgang so bald durch andre freywilligen Missionarien ersetzet werden können.

Wer immer in den amerikanischen Missionsgeschichten nur wenig bewandert ist, wird gar leicht einsehen, daß in der That ein besonderer Beruf von Gott, und eine großmüthige Resolution vonnöthen sey, damit sich jemand entschließe anstatt unter den Seinigen ruhig zu leben sich unter barbarische Völker zu begeben um alldort unter tausend Müheseligkeiten, und beständigen Leibs- und Seelengefahren sein Leben zuzubringen. Pur allein aus Liebe Gottes, und des unschätzbaren Seelenheils jener äusserst verlassenen Nebenmenschen kann solches geschehen, und wäre derjenige für den größten Thorn zu halten, der solches pur aus zeitlichen Absichten wagen wollte.

Ein Missionarius hat nebst dem Beruf auch Leibskräften vonnöthen.

Nebst dem Berufe forderten auch die langwierige und sehr beschwerliche Reisen zu Wasser und zu Lande dauerhafte Gesundheit, und gute Leibeskräften. Dessentwegen unsre Provinzen in America große Unkosten verwendet

haben,

haben, aus Deutschland einige Gesellen zu bekommen, als welche dergleichen Beschwernissen, wie auch das heiße americanische Clima zum beßten, und längsten übertragen konnten. Aber eben solche Hineinlieferung neuer Missionarien hat nachmals unsern Verfolgern Anlaß gegeben, den americanischen Jesuiten ungeheure Reichthümer, Gewerbe und Handelschaft in ihren verläumderischen Schmähschriften anzudichten, um die Welt glauben zu machen, als wären wir Jesuiten nicht aus Seeleneifer, sondern aus Habsucht und Geldbegierde nach America verreiset ꝛc. Sie hatten nämlich gesehen, oder auch nur gehöret, daß unsre P.P. Procuratores, die vormals von America nach Europa gekommen, vieles Geld, und ungeprägtes Gold und Silber heraus brachten, hernach auf ihrem Rückweg nebst neuen Mißionarien viele Päcke und Küsten mit sich führten, dieses erkleckte schon, daß sich statistische Witzlinge von Jesuitischen Gold- und Silber-Minen, von Kauffarthey-Flotten, von großen Waaren-Niederlagen traumen liessen, und den P. Scelle zu Genua, wie auch den P. Escorza im Sancta Maria für ihre Factoren, und Erz-Banquier überall ausposaunten. Nun aber ist endlich den boshaften Zungen und bißigen Federn Einhalt gethan worden, da man bey Einziehung, und genauester Durchforschung unsrer Habschaften sowohl in der alt- als neuen Welt klar eingesehen hat, in was unsre

Falsche Bezüchtigungen unsrer Feinde.

In was unsre Güter bestanden, und wie wir es verwendet.

sre Güter und Einkünften bestanden, welche wir gleich andern geistlichen Orden theils durch milde Stiftungen, und Freygebigkeit katholischer Regenten, theils durch Gesparsamkeit bekommen, und derselben den mindern Theil zum eigenen Unterhalt, den mehrern aber zur Ehre Gottes in seinen heiligen Tempeln, und zum Nutzen des Nebenmenschen verwendet haben. Freylich hatten die americanische Jesuiten weit mehrere Einkünften als die Europäische, es waren aber auch ihre Ausgaben weit grösser, denn was man in Europa um einen Groschen haben kann, muß man in America mit einem Gulden bezahlen. Zum Beyspiel, das Viaticum, oder Reisegeld eines der Unsrigen, der von Quito aus nach Panama, oder Popayan, als den entlegensten Collegien der quitensischen Provinz beordert wurde, bestund in 400. Spanischen Thalern, da in hiesiger Bayrischen Provinz das mehreste Viaticum nur 24. Gulden ausmachte. Nun wie vieles Geld mußte man nicht verwenden, um neue Missionarien aus Europa hinein zu bringen, wenn auch schon der König vieles beytrug? Was kostete nicht auch nur ein einziger Deutscher, um ihn über 2000. Meilen mit Sack und Pack nach America zu liefern? Und wie hoch kam nicht der Einkauf, und Lieferung nothwendiger Bücher, und Kirchen-Ornat, die man in America nicht verfertiget? Ein einziges Brevier von 4. Theilen

len kostete in Quito 30. Thaler, welches zu verschleißen die R. R. P. P. S. Hieronymi zu Escorial für ganz Spannien das ausschließsende Privilegium haben. Nebst allen diesen Ausgaben waren auch in America unsre Häuser und Collegia die allgemeine Zuflucht der brodlosen, armen Wittwen, und verunglückten Kaufleuten. Zu Quito, wo keine Sammlung für Arme, noch Waysen- [illegible] Armenhäuser, wohl aber viele Noth[illegible]nde sich einfinden, belaufte sich das jähr[illegible]e Almosengeld, welches man in unserm Collegio austheilte, über 5000. Thaler. Wir Jesuiten konnten also überall, sowohl in America, als Europa den Commissarien, als sie uns befragten, wo das Geld, dessen sie nur einen geringen Vorrath, anstatt der eingebildeten Millionen angetroffen, hingekommen sey? mit aller Wahrheit antworten: In manus Pauperum deportavimus: Die Hände der Armen haben es fortgetragen. Zum allerwenigsten konnte man den americanischen Jesuiten vorwerfen, als hätten sie sich prächtig aufgeführt, oder unmässig gelebt. Ihre Kleidung und Wohnung war weit schlechter, als der Europäer, obwohl auch diese nichts überflüßiges hatten, und die tägliche Kost so armselig, daß gewiß unsre Hausbediente in Deutschland weit eine bessere gehabt. In dem Collegio zu Quito, wo ich bis 2. Jahr gelebt, sahen wir auch das ganze Jahr hindurch keinen

Unsre Häuser waren Zuflucht der Armen.

Gleiche Kleidung und Kost der Unsrigen in America.

Tropfen

Tropfen Wein auf dem Tisch, nur wenige hohe Festtäge ausgenommen, an welchen man uns ein Glas Wein von Lima zu verkosten gab, alle andre Täge auch sogar zur heiligen Fastenzeit mußten wir mit hellem Wasser vorlieb nehmen.

Wenn wir also in America so überschwengliche Reichthümer besessen hätten, die uns neidische und bißige Schriften andichten, wären wir gewiß nicht Witzige, ... die man uns ausgab, sondern die grö... Dummköpfe gewesen, da wir bey so grossem Ueberfluß so armselig gelebt, und uns selbsten nichts Gutes vergönnt haben? Nicht der Verlurst zeitlicher Güter war es, was uns bey unserm Abzug von America zum meisten schmerzete, sondern der Verlurst so vieler tausend unschätzbaren Seelen unsrer Pflegkinder der armen Indianer, als denen zu Liebe wir so langwierige und gefährliche Reisen, wie auch die saure Arbeit, ihre unverständige Sprachen zu erlernen auf uns genommen hatten, zugleich auch sehen mußten, daß unser Abgang bey diesen so verwirrten Zeiten, besonders aus unserm Deutschland so bald nicht werde ersetzet werden. Nun können wir für selbe nichts anders mehr thun, als mit frommen Religions-eifrigen Seelen dem HErrn der Ernde, dem es allein möglich, inständigst bitten, daß er seiner so weit entlegenen als weitschichtigen Ernde neue Arbeiter zusenden wolle.

Anzei-

Bayerische Staatsbibliothek München

Anzeig der Absätze.

§. 1.
Von der Stadt und Landschaft Quito.
§. 2.
Von der wundersamen Lage des quitensischen Erdreichs.
§. 3.
Von dem Erdbeben in Quito.
§. 4.
Von den Sitten der Quitenser.
§. 5.
Von der quitensischen Mißion.
§. 6.
Von der Leibsgestalt der wilden Indianer.
§. 7.
Von der Gemüthsart der wilden Indianer.
§. 8.
Von der Lebensart der Indianer im Heydenthum.
§. 9.
Von der Lebensart der Indianer im Christenthum.
§. 10.
Von der Wohnung, Speis und Trank der wilden Indianer.
§. 11.
Von Krankheiten u. Arzneyen der Indianer.
§. 12.
Von unserm Abzug aus America, und wie selben die Indianer aufgenommen.

3/183 7A

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Niclutsch, Franz

Americanische Nachrichten von Quito und den wilden Indianern in Maragnon

S.l. 1781

Res/Am.a. 1668
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10912662-0
VD18 1451740X-001